



Wilhelm Herchenbach

Marietta, die Römerin

Erzählung für Volk und Jugend

Der arme Römer Paolo ist ein wahrer Schuft; er schreckt nicht einmal vor dem Mord an einem reichen Römer zurück, um die eigene Not zu lindern. Als kurz nach dem ruchlosen Verbrechen Paolos Frau stirbt und er mit dem neugeborenen Töchterchen alleine zurückbleibt, ist der römische Bettler mit der Situation überfordert. Paolo überläßt sein Kind – wie der Zufall es will – dem jungen Fürstenpaar Vimelli, genau jenen reichen Römern, deren Vater er selbst kurz zuvor ermordet hat. Das Mädchen Marietta wird durch das kinderlose Fürstenpaar wie eine eigene Tochter angenommen und groß gezogen. Ohne das Wissen, daß es sich bei Paolo um den Mörder des alten Fürsten und den leiblichen Vater Mariettas handelt, nimmt die edle Fürstin Vimelli Paolo am Fürstenhofe als Diener auf. Sein schlechtes Gewissen nagt an Paolos Nerven; er will Buße für seine Taten erlangen und führt fortan ein arbeitsames, aufopferungsvolles, frommes – doch stets durch Schuldgefühle geplagtes – Leben. Am Fürstenhofe kann er sich niemandem offenbaren; nicht, als seine Tochter entführt wird, nicht, als er sie scheinbar selbstlos aus den Händen der Ganoven befreit, nicht, als Fürst Vimelli durch einen Komplizen der Kindesentführer ermordet wird, nicht, als Marietta nach dem frühen Tode der Fürstin als Waise zurückbleibt, und auch nicht, als die Hochzeit Mariettas mit dem Grafen Orlando vorbereitet wird. Erst auf dem eigenen Sterbebett offenbart er der nichts-ahnenden Marietta endlich ihre wahre Herkunft: Paolo gesteht der jungen Frau, ihr eigentlicher Vater und der Mörder des alten Fürsten Vimelli zu sein. Tief getroffen von dieser Nachricht, sagt Marietta die Hochzeit mit Graf Orlando ab und widmet ihr weiteres Leben, in der Hoffnung Sühne für die Taten des Vaters erreichen zu können, in Demut ausschließlich der Pflege der Armen und Kranken Roms.

1874

I

Seit mehreren Tagen war ich in Rom, aber das anhaltende Regenwetter bannte mich an das Haus und ich hatte noch äußerst wenig von der ewigen Stadt gesehen. Sobald aber die Sonne die Oberhand gewann, pilgerte ich hinaus und mein erster Gang sollte dem größten Dome der Christenheit, der weltberühmten Peterskirche gelten. Ich hatte eben die Engelsbrücke erreicht, wo sich der Verkehr von Fußgängern, Wagen und Reitern auf den engen Raum der Brücke zusammendrängte. Hier ist immer Leben und Bewegung, die Passage steht niemals still, und die Brücke ist daher, wenn man nicht von der Menge fortgeschoben wird, ein lohnender Beobachtungsposten, auf dem man Sitten, Trachten und Sprachen studieren kann. Ich ließ mir schon ein paar Knüffe und Stöße gefallen, um damit das Recht eines langsamen Vorwärtsgehens zu erkaufen. In der That hatte ich hier einen herrlichen Anblick den Strom hinab und hinauf. Die warmen Sonnenstrahlen und der reinblaue Himmel drückten überdies allen Gegenständen eine Art von Verklärung auf; nur der Tiber, welcher zu meinen Füßen langsam durch die Brückenbogen floß, machte eine Ausnahme; wie schon zu Tacitus Zeiten, hatte er noch immer seine trübe, gelbe Lehmfarbe und wand sich träge zwischen den Häusern hindurch auf das südliche Travestere zu. Wer an klares Wasser gewöhnt ist, dem will seine trübe Färbung nicht gefallen, und mir war es dabei noch zu Mute, als habe der alte Strom dieses undurchsichtige Gewand angelegt, um damit all die furchtbaren Greuel des heidnischen Roms zu verhüllen.

Obwohl ich von den Vorübergehenden hin und her geschoben wurde, so ging ich doch nur langsamen Schrittes vorwärts und betrachtete die kolossalen Engelgestalten, welche die Brücke zieren, oder ich möchte lieber sagen, verunzieren, denn es ist nichts Bemerkenswerthes an ihnen, als ihre riesenhafte Größe und hin und wieder sind die Formen sogar unkünstlerisch und unschön. Rechts hatte ich die Aussicht auf den prächtigen Monte Pincio du die Villa Medici, geradeaus starrte mir die Engelsburg entgegen das riesige Grabmal des Hadrian, welches jetzt wie so viele Paläste Roms als Kaserne dient. Wo die Brückenmauer sich links dem Fluß entlang fortsetzt, blieb ich stehen und schaute mit Verwunderung zu der mächtigen Rotunde hinauf; da trat eine wohlgekleidete und intelligent aussehende Matrone an mich her und hielt mir eine blecherne Almosenbüchse entgegen.

Das Betteln ist eben keine seltene Erscheinung in Rom und es brauchte mich also keineswegs Wunder zu nehmen, daß die einen Soldo von mir forderte, aber sie war fein, sogar gewählt geklei-

det, sprach ein außerordentlich wohlklingendes Italienisch und machte durchaus nicht den Eindruck einer gewöhnlichen Bettlerin. „Es ist nicht für mich,“ sagte sie, „sondern für meine armen Kinder.“

„Sonderbar,“ dachte ich, „sie bittet für ihre Kinder und ist geschmückt wie eine Prinzessin.“ Ich wollte vorübergehen, ohne ihr etwas zu geben. Da aber trat sie von neuem vor mich und sagte im eindringlichsten Tone: „Lieber Herr, lassen Sie mich nicht umsonst für meine Kinder flehen.“ Zugleich hielt sie mir die verschlossene Büchse vor, welche oben einen Einschnitt zum Aufnehmen des Geldes hatte. Ich mußte ihr wirklich etwas geben, aber ich that es mit Widerstreben, denn als ich sie genauer ansah, fand ich, daß dieses Gesicht eine seltene Geistesfrische offenbarte, so daß mir deuchte, sie sei wohl imstande, ihren Lebensunterhalt auf eine anständigere Weise zu gewinnen.

Ich stellte mich wieder mit dem Rücken gegen die Mauer, um die Engelsburg besser betrachten zu könne. Da gewahrte ich, wie die Matrone niemand vorüber ließ, ohne ihm eine Gabe abzupressen; Herren und Damen, jeder mußte Opfer bringen. Die Gewandtheit mit welcher sie sammelte und die Geschicklichkeit, womit sie jeden zum Geben geneigt machte, erweckten mein Interesse und ich folgte ihr mit den Augen, bis sie sammelnd an den Borgo vecchio gelangte. Hier war die Büchse so voll geworden, daß kein Soldo mehr hineinging.

Da trat sie in einen Warenladen und ich konnte durch die Scheiben sehen, wie sie die Büchse auf dem Ladentische leerte und all die Soldi in große Geldstücke umsetzen ließ. Dann kam sie wieder heraus und streckte mir sogleich die Büchse entgegen; aber sie erkannte mich sofort, machte eine Verbeugung und sagte mit verbindlichem Lächeln: „Sie waren schon so gütig, aber nächstens darf ich wohl wieder kommen?“

„Wenn Ihre armen Kinder gar so sehr Not leiden,“ sagte ich etwas boshaft, „so will ich gern mein Scherflein beitragen.“

Sie ging weiter und sammelte die ganze Straße hinauf, so daß sie noch mehrmals die kleinen Geldstücke in größere umwechseln mußte. Am Ende der Straße, wo man auf die Piazza Rusticucci stößt, war ein großer Laden, in welchem Fleisch und kostbare Geflügel feilgeboten wurde. Hier kehrte sie ein und kaufte für die gesammelten Gaben die feinsten Speisen, mehrere Körbe voll, dann winkte sie einem gollonierten Kutscher, welcher in der Nähe hielt. Dieser kam herbei, machte vor der Matrone eine tiefe Verbeugung und hob die Körbe in den Wagen. Die Dame selbst stieg nach, und nun rollte das elegante Fahrzeug von dannen.

Ich schaute ihr mit großem Mißfallen nach

und murmelte: „Nein, das ist die Frechheit doch zu weit getrieben. Wenn so etwas bei uns geschähe, würde man die freche Bettlerin so gleich einstecken!“

Mit einer gewissen Entrüstung, die ich nicht los werden konnte, schritt ich über die Piazza und gelangte zu dem Platze des heiligen Petrus, der auf beiden Seiten im Halbkreise von großartigen Kolonnaden eingefasst ist. Die ewig rauschenden Springbrunnen, die Pyramide und geradeaus die herrliche Peterskirche gaben meinen Gedanken eine andere Richtung. Ganz von Bewunderung hingerissen, dachte ich nicht mehr an die bettelnde Matrone, sondern überließ mich ganz den gewaltigen Eindrücken, von denen jeder ergriffen wird, der diese heiligen Stellen zu betreten das Glück hat.

Mehrere Tage waren vergangen und ich hatte die Matrone bereits vergessen, als ich sie mitten im Gewühle des Corso wieder fand, wo sie abermals für ihre armen Kinder Gaben einsammelte. Es nahm mich Wunder, daß die eingeborenen Römer, die doch mit ihren Verhältnissen bekannt sein mußten, sie so reichlich bedachten und sie während des Gebens mit den freundlichsten Blicken anschauten. Ich hatte die Absicht, mich an ihr vorbeizudrücken, denn ich war nun noch grimmiger auf sie und meinte, es sei besser gethan, den Soldo einem wirklich Bedürftigen zu geben; aber im Handumdrehen war sie neben mir, und weiß Gott, als ich in das liebe alte Gesicht sah, da war ich nicht imstande, ihr den Soldo abzuschlagen, sondern steckte ihn ihr lächelnd in die dargereichte Büchse.

Ich verfolgte sie Schritt auf Schritt und wurde abermals Zeuge, wie sie das Kupfergeld verschiedene Male umsetzte und zum Schlusse abermals Speisevorräte einkaufte und von dannen fuhr.

Meine Verwunderung sollte aber am folgenden Tage noch höher steigen. Ich war auf den unbeschreiblich schönen Monte Pincio hinaufgestiegen, um mir von der Anhöhe herab Roms Häuser- und Kirchenmeer anzuschauen. Ich kam zur rechten Stunde, denn die ganze vornehme Welt hatte sich da oben versammelt, um beim Dufte der köstlichen Blumen den Klängen der Musik zu horchen und zu gleicher Zeit die Gesellschaft zu bewundern und sich selbst bewundern zu lassen.

Auf dem Plateau fuhren die Vornehmen Roms in eleganten Equipagen umher und ich hörte die Umstehenden ausrufen: Da ist Fürst X. und dort Gräfin Y. Jetzt kam ein Gespann vorüber, welches die allgemeinste Verwunderung auf sich zog, und in der That hatte ich niemals schönere Pferde gesehen. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich unter den geputzten Damen, die im Wagen saßen, plötzlich die Bettlerin von der Engelsbrücke und vom Corso bemerkte. Of-

fenbar war sie mit den vornehmen Leuten ganz vertraut und diese schienen sie sogar sehr auszuzeichnen.

Das ging ganz und gar über meine Begriffe und ich fragte mich wohl ein Dutzend Mal, wie es die Schwindlerin möglich gemacht habe, sich bei Grafen und Fürsten einzuschmuggeln.

Etwa acht Tage später führte mich ein römischer Freund in ein großes Krankenhaus, um mir die vortrefflichsten Einrichtungen zu zeigen. Wie wanderten von Saal zu Saal und ich mußte gestehen, daß ich nirgendwo ein so prächtiges Krankenhaus und so zweckmäßige Einrichtungen getroffen habe.

Nachdem wir lange Zeit in den verschiedenen Stockwerken umhergewandert waren, gelangte wie in einen Saal, wo das Elend und der Jammer aller Beschreibung spotteten. Leute, deren Wiederherstellung unmöglich war und die an den ekelhaftesten Krankheiten litten, wurden hier gepflegt. In einem der Betten lag ein Weib, welches über und über mit Eiterbeulen bedeckt war und vor Schmerz stöhnte und jammerte. Eine weibliche Gestalt hatte sich über die Leidende gebeugt und tröstete sie mit liebevollen Worten. Die klangreiche Stimme kam mir bekannt vor; ich sah deshalb scharf hin und war nicht wenig überrascht, als ich die Bettlerin erkannte. Sie ging von Bett zu Bett; überall verband sie die Wunden, hob und bettete die Leidenden, floßte ihnen Medizin ein, betete mit ihnen und war ganz Hingebung und Selbstverleugnung. Das söhnte mich wieder mit ihr aus, aber ich war nun um so begieriger zu erfahren, in welchem Zusammenhange ihr Betteln, ihre vornehmen Freundschaften und ich christliches Mitleid standen.

Meinen Freund am Ärmel zupfend fragte ich: „Wer ist denn diese Matrone?“

„Fürstin Pimelli,“ gab dieser leise zur Antwort.

„Eine Fürstin und sie bettelt?“ sagte ich unwillkürlich. Mein Freund gab lächelnd zur Antwort: „Sie bettelt nur für ihre Kinder, wie die Kranken und alle, die anvertraut sind, nennt.“

Ich wollte mehr wissen, aber er gab zur Antwort: „Später, jetzt haben wir noch zu viel zu schauen.“ Er hatte recht, denn das „Ospedale“ beherbergte nicht allein tausend Kranke, sondern auch fünfhundert Irrsinnige und außerdem dreitausend Findelkinder. Mancherlei nützliche Lehr- und Unterrichtsanstalten waren außerdem noch in diesem ungeheuren Gebäude untergebracht. Um alles zu sehen und alles zu würdigen, hätte man eine ganze Woche von Saal zu Saal, von Korridor zu Korridor wandern können. Mein Freund führte mich eine mit Marmorstatuen geschmückte Treppe hinab in einen großen, mit Cypressen bepflanzten Hof, in dessen Mitte ein

Springbrunnen seine Wasserstrahlen in die Höhe warf. Mit dem Finger auf zahlreiche Thüren weisend, sagt er: „Hier ist den armen Kindern, die von herzlosen Eltern in das Elend hinausgestoßen worden sind, eine Stätte aufgethan. Wenn wir es nicht versäumt hätten, einen Erlaubnischein zu lösen, so könnte ich Dich durch eine Menge von Zimmern führen und Du würdest die armen Kinder von der Wiege bis zu ihrer Entlassung in das Leben auf allen Stufen beobachten können. Viele Schwestern sind thätig, den Säuglingen die Mutter zu ersetzen und sie aufzuziehen, bis sie geschickten Lehrern und Lehrerinnen übergeben werden können. Sie lernen hier nicht allein lesen und schreiben, sondern werden in allen Wissenschaften und Künsten, für welche sie besondere Anlagen zeigen, unterwiesen. Die weniger talentvollen werden in der Anstalt zu Handwerkern ausgebildet und erst dann, wenn sie imstande sind, sich selbst zu ernähren, dem Leben übergeben. So darf man wohl sagen, daß dieser Palast, in welchem früher nur laute Lust und Fröhlichkeit herrschten, zu einem Hause des Herrn geworden ist.“

Während wir noch sprachen, öffneten sich verschiedenen Thüren und es strömten etwa fünfzig Kinder in den Hof und tummelten sich munter umher. Bald darauf erschien auch die rätselhafte Matrone, die ich vor kurzem noch zwischen den Kranken gesehen hatte. Sie ließ sich auf der Marmorbank nieder, welche den Brunnen umzog. Sogleich waren die Kinder um sie herum. Sie kletterten ihr auf den Schoß und hingen sich hier dort an sie, wo sie nur einen Zipfel von ihrem Kleide erhaschen konnten.

Ich hörte, wie die Kinder sie Marietta nannten (Mia Carissima Marietta) und sie auf die Hände und ins Gesicht küßten. Sie ließ sich alles von ihnen gefallen und hatte sogar nichts dagegen, daß sie ihr die Taschen durchsuchten. Ein kleines Mädchen zog jubelnd einen Granatapfel hervor und es war im Begriffe, sich daran zu laben, als es plötzlich eines anderen Sinnes wurde und den Granatapfel einem kleinen verwachsenen Knäbchen überreichte.

Marietta nahm das kleine Mädchen auf den Schoß, herzte und küßte es und sprach so laut, daß es auch die anderen Umstehenden hören konnten: „Das war brav, liebe Pia; man muß immer an seine ärmeren Nächsten denken, und es ist ein verdienstliches Werk, sich das Liebste vom Munde abzusparen, um anderen eine Freude damit zu machen.“

Jetzt begann sie, den Kindern eine erbauliche Geschichte zu erzählen, und diese hörten ihr mit einer solchen Aufmerksamkeit zu, daß sie ihr gleichsam jedes Wort aus dem Munde heraus horchten. Ich selbst war von ihrer hübschen Erzählung erbaut und beneidete die Kinder, wel-

che das Glück hatten, sie alle Tage zu hören.

Natürlich war ich jetzt noch begieriger, die Geschichte dieser außerordentlichen Frau zu hören. Mein Freund stillte denn auch mein Verlangen, und ich gebe die Geschichte hier so wieder, wie ich sie aus seinem Munde gehört habe.

Eines Tages wurde nicht weit vom Bogen des Titus eine Leiche auf dem Straßenpflaster gefunden. Vom Forum, vom Kolosseum, von allen Straßen strömten Neugierige herbei. Um sie zu sehen. Sie wurde aufgehoben und auf eine Bahre gelegt. Da nahte sich auch der Wagen des jungen Fürsten Pimelli. Er hatte kaum einen Blick auf die Leiche geworfen, so entrang sich seinen Lippen ein lauter Schrei und er wurde totenblaß.

„Mein Vater, mein armer Vater,“ stöhnte er; „eine verruchte Hand hat ihn ermordet!“

So war es wirklich; das Stilett eines Mörders hatte sein Herz durchbohrt, um sich seiner Uhr und seiner Diamantringe zu bemächtigen. Monatelang forschte die Polizei nach dem Thäter, aber nicht die geringste Spur wurde gefunden und man war schließlich genötigt, die Nachforschungen einzustellen.

In einer der großen Villen, welche sich hinter dem Bogen des Konstantin der Straße entlang ausdehnen, wohnte ein armer Winzer, dessen unbedeutende Hufe Landes nicht hinreichte, einen Menschen zu ernähren. Sein armes Weib, plagte sich vom frühen Morgen bis in die später Nacht, um das Unentbehrlichste zu gewinnen, aber ihr Fleiß nutzte nur wenig, denn Paolo, ihr Mann, verjubelte die wenigen Soldi, welche sie mit angestrengter Arbeit verdiente, in den umliegenden Osterias. So konnte es denn nicht ausbleiben, daß sie von Tag zu Tag tiefer in Armut und Elend versanken und zuletzt dem Bettel anheim fielen. Das arme Weib fühlte sich im höchsten Grade unglücklich, aber alle ihre Bitten und Vorstellungen waren vergebens, Paolo wurde von Jahr zu Jahr liederlicher. Die Vorwürfe seiner Frau besserten ihn nicht, sondern erbitterten nur sein Herz und er kam nur noch nach Hause, um sich der wenigen Soldi zu bemächtigen, welche die unglückliche Frau mit Arbeiten und Betteln zusammengescharrt hatte. Die stieg aufs höchste, als sie ein Töchterlein erhielt und arbeitsunfähig in ihrem düsteren Kämmerlein lag. Die Nachbarn hatten Mitleid mit ihr und brachten zuweilen etwas für sie und das Kind, aber es reichte nicht aus, um sie vor dem Hunger zu schützen.

Eines Tages taumelte Paolo betrunken zur Thüre herein und schlief auf dem Boden der Stube seinen Rausch aus. Am folgenden Morgen wurde er durch das Geschrei seines Kindes geweckt. Erst halb ernüchtert erhob er sich und fand, daß seine Frau dem Tode nahe war. Da ergriff ihn zum ersten Male eine menschl-

che Rührung und er erkannte, welch unsägliches Elend er über seine kleine Familie gebracht hatte. Voll Verzweiflung stürzte er hinweg, um Arbeit zu suchen, aber wo er anpochte, wies man ihn ab; niemand wollte den Trunkenbold haben. Das Betteln trug ebenfalls sehr wenig ein; nur die Fremden warfen ihm hier und dort eine Kupfermünze zu; die Eingeborenen gaben ihm nichts, weil sein aufgedunsenes Gesicht deutlich genug verriet, wo die Almosen blieben.

Seine Station ging vom Forum bis zum Bogen des Konstantin und hier brandschatzte er jeden Fremden. Eines Abends begegnete ihm ein Herr, dessen Finger von Diamantringen strotzten. Sogleich streckte er ihm seine Hand entgegen. Schweigend zog der Herr seine Börse und warf ihm ein kleines Silberstück zu.

Die Börse war mit Gold gefüllt. Die Hände des Paolo zuckten und sein Auge begann gierig zu flammen, aber er konnte die böse Absicht nicht ausführen, denn die Straße war von Menschen belebt. Am folgenden Abend kam der Herr wieder desselben Weges, und auch dieses Mal warf er dem Bettler eine Silbermünze zu. Dieses Begegnen wiederholte sich mehrerer Abende und der Entschluß, den Herrn zu berauben, setzte sich immer fester in Paolos Seele.

Eines Abend begann es heftig zu regnen. Paolo flüchtete sich unter den Bogen des Titus, während die lustwandelnde Menge auseinander stob und in den nächsten Häusern Schutz suchte. Da kam abermals der Fremde und da er ohne Regenschirm war, so flüchtete er sich ebenfalls unter den schützenden Bogen.

Paolo zitterte vor Freude und steckte die Hand in den Busen, wo er ein Stilett verborgen hielt. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß kein Mensch in der Nähe war, warf er sich auf sein Opfer und bohrte ihm den Dolch ins Herz. Lautlos stürzte der Getroffene zusammen, und Paolo schleppte ihn zwischen die Überreste der Bäder, welche rechts dicht am Wege liegen. Hier nahm er ihm die Börse, die Ringe und die kostbare Uhr und machte sich dann aus dem Staube.

Hastig eilte er die Straße hinauf und gelangte in seine Wohnung. An das Bett seiner Frau tretend sprach er in triumphierenden Tone: „Nun hat die Not ein Ende, denn ich bringe Geld und Kostbarkeiten.“

Die Kranke gab ihm keine Antwort. Da zündete er einen Kienspan an und leuchtete über das Bett. Da lag sie, vom Hunger und vom Leiden entstellt. Sie hatte ausgerungen und war zu einem besseren Leben hinübergeschlummert. Das Kind hielt sie in ihren Armen; sie hatte nicht sterben können, ohne ihm den letzten Kuß auf die Lippen zu drücken.

Von Entsetzen ergriffen, stürzte Paolo hinaus und fluchte sich selbst. Immer höher stieg die

Verzweiflung, und er war nahe daran, sich das Stilett in die Brust zu stoßen; aber das Kind, es war jetzt mutterlos, und er konnte es nicht allein lassen. Da kehrte er zurück, nahm es aus den Armen der toten Mutter und klopfte den nächsten Nachbar aus dem Bette. Dieser war dem Trunkenbolde niemals hold gewesen, aber seine augenblickliche Not rührte ihn und er ging mit ihm hinüber in die kleine Wohnung, wo sie zusammen wachten, bis die Morgendämmerung anbrach und die Leiche aus dem Hause geschafft werden konnte.

Paolo widmete seinem Kinde die größte Sorgfalt und verließ das Haus nicht mehr; aber die Gewissensbisse ließen ihm keinen Augenblick Ruhe. Wo er ging und stand sah er die Leiche des Ermordeten vor sich und unablässig tönte eine Stimme in seine Ohren: „Du bist ein Mörder!“

Als seine Unruhe immer größer wurde, da faßte er den Entschluß, sich selbst dem Gerichte zu überliefern und seine That durch den Tod zu büßen; aber sein armes Kind hielt ihn zurück. Nicht an seine leibliche Pflege dachte er, denn es wäre ihm nicht schwer gefallen, es in einer wohlthätigen Anstalt unterzubringen, aber er wollte die Schande fern von ihm halten. Man sollte nicht in späteren Jahren mit Fingern darauf zeigen und sagen: „Sie ist die Tochter eines Mörders!“

Die Furcht vor der Entdeckung nahm immer mehr ab, aber seine Gewissensbisse wuchsen und die einsame Stube bevölkerte sich mit bösen Geistern. Da floh er aus dem Hause und wanderte mit seinem Kinde von Straße zu Straße. Wo ihn die Nacht überraschte, da blieb er vor irgend einer Thüre sitzen und schlief im Freien. Das Gold des Ermordeten hielt lange an, aber endlich war es verthan und er mußte die Kostbarkeiten zu Geld machen. Bei ordentlichen Juwelieren durfte er natürlich keinen Versuch wagen, denn man würde ihn sogleich festgehalten haben; doch gab es Hehler genug, welche ihm die kostbaren Ringe für wenig Geld abkauften, das Gold einschmolzen und die Edelsteine anders fassen ließen, so krächte kein Hahn danach.

Eines Tages aber hatte er den letzten Soldo ausgegeben, und nun mußte er sich wieder auf das Betteln legen. Er that es scheu und zurückhaltend, denn so oft er die Hand aufhielt, erschien das Bild der blutenden Leiche vor ihm und er wurde von Grausen und Entsetzen von dannen getrieben.

Eines Tages wandelte er mit seinem Kinde auf den Armen in der Gegend des Circus Maximus umher. Da überfiel ihn eine solche Angst, daß er sich hätte in die Marrana stürzen mögen, und er würde es gethan haben, wenn das arme Kind nicht gewesen wäre. Mit immer höher steigender Verzweiflung trieb er sich umher und ge-

langte zu den großartigen Ruinen, welche unter dem Namen der Thermen des Caracalla bekannt sind, Er befand sich allein in den ungeheuren Trümmern und Sälen, welche nach so vielen Jahrhunderten noch von dem unvergleichlichen Luxus des Vergangenheit redeten.

Er setzte sich mit seinem Kinde auf den Rand eines halbzerstörten Bades und starrte gedankenvoll auf den glatten Marmor. Als es einschlief, legte er es in das marmorne Bassin, in welchem einst die vornehmsten Damen des alten Rom ihre Glieder gekühlt hatten.



„Du darfst an diesem vornehmen Orte schlummern,“ flüsterte er; „denn Deine Seele ist noch unbefleckt. Aber, was soll es werden, wenn Du bei mir bleibst und von dem verworfenen Mörder das Betteln lernst?“ Plötzlich stand ihm ihr künftiges Elend vor den Augen. Er sah, wie das engelreine Kind nach und nach seine Seele befleckte, wie es von Stufe zu Stufe sank, bis es da angekommen war, wo jetzt sein schuldbeladener Vater stand.

„Nein,“ rief er heftig, „das darf nicht geschehen, Du mußt rein und unschuldig bleiben, damit Du leben kannst, ohne beständig zu zittern. Aber wie, wie soll ich es machen, daß ihre Seele nicht durch mein verfluchtes Dasein beschmutzt wird?“

Während er noch hin und her überlegte, tönten Stimmen an sein Ohr. Die Furcht ertappt zu werden, erfaßte ihn von neuem und er verkroch sich rasch hinter einem herabgestürzten Stücke Mauer.

Die Stimmen näherten sich mehr, und er

konnte aus seinem Versteck einen Herrn und eine Dame sehen, denen in einiger Entfernung ein Diener folgte. Sie beschauten mit großer Aufmerksamkeit die Gemäuer und tauschten ihre Ansichten über Dieses und Jenes aus. Da wurde das Kind wach, und sein Geschrei erfüllte die Thermen. Das Ertönen einer Kinderstimme in diesen verlassenem Bädern machte einen sonderbaren Eindruck auf die Dame, vielleicht will das alte Gemäuer und das junge frische Leben einen so großen Kontrast boten.

Jetzt war sie an dem Bade angekommen, auf dessen Marmorboden das hilflose Kind lag und so heftig schrie. Von Mitleid getrieben, eilte sie die wenigen Stufen hinab und nahm das Kind in ihre Arme. Sogleich hörte das Würmchen auf zu schreien und schaute die Dame mit seinen großen schwarzen Augen an.

„Sieh, was ich gefunden habe,“ rief sie ihrem Gatten entgegen.

„Dieser kam eilends herbei, beschaute es mit Wohlgefallen und sprach: „Marietta, das Kind ist beispiellos schön!“

„In der That, mein Freund,“ gab Marietta zur Antwort, „und wenn es mir gehörte, so wollte ich gern meine stolze Villa dafür gebe.“

Der Herr lächelte und sprach: „Du könntest es schon, Marietta, denn das ärmste Kind ist mehr wert, als die Stadt Rom mit all ihren Schätzen.“ Nun erhob er seine Stimme, um die Eltern des Kindes herbeizurufen, aber es antwortete niemand. Der Bediente durchsuchte auf ihren Befehl die weitläufigen Thermen, kam aber zurück und berichtete, daß kein Mensch in denselben anwesend sei.

„Wie aber kommt dieses hilflose Wesen hierher?“ fragte Fürst Pimelli. „Allein kann es nicht gekommen sein, denn es zählt noch keine drei Monate.“

„Gewiß nicht,“ antwortete die Fürstin; „aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Kind absichtlich hier niedergelegt worden, damit sich ein mitleidiges Herz seiner annehme. Es kann nicht hier bleiben, denn es würde verhungern.“

„So wollen wir es dem Findelhause übergeben,“ erwiderte der Fürst.

„Nein, nein, lieber Leo,“ antwortete die Fürstin; „wenn das Kind nicht bei seiner Mutter bleiben kann, so will ich es selbst aufziehen. Du weißt wie sehr ich die Kinder liebe.“

„Ich weiß es Marietta, und bin überzeugt, daß es keine zärtlichere Mutter geben könnte, wenn Dir der Himmel ein eigenes Kind geschenkt hätte, aber ich bitte, zu bedenken, daß dieses Geschöpf ein Findling ist, dem Du schwerlich Dein ganze Liebe zuwenden könntest.“

„Warum nicht, Leo? Der Umstand, daß es von der Mutter verlassen ist, wird ihm mein Herz gewinnen, und ich fühle mich stark genug, das

Kind nicht allein zu lieben, sondern auch mit Freuden alle Sorgen der Erziehung auf mich zu nehmen.“

Der Fürst war nur halb und halb geneigt, ihren Wunsch zu erfüllen. „Wer weiß, welchen Ursprung das arme Geschöpf hat?“ sagte er kopfschüttelnd.

„Es hat jedenfalls eine herzlose Mutter,“ entgegnete die Fürstin, „und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieselbe der Hefe des Volkes angehört und vielleicht einen sündhaften Lebenswandel führt. Was soll es aber, Leo? Thun wir nicht ein Gott wohlgefälliges Werk, wenn wir es aufziehen und ein braves Mädchen daraus machen? Schau, welche klaren Augen es hat und wie hübsch die Gesichtsformen sind. Wahrlich, Leo, es würde mich betrüben, wann ich mich um dieser Ursache willen von dem kleinen Engel trennen müßte.“

„So habe Deinen Willen,“ sprach der Fürst lächelnd, „aber bedenke auch, daß Du mit diesem Augenblicke Pflichten übernimmst, die Dich ganz in Anspruch nehmen werden.“

„O, ich bedenke alles,“ gab sie lächelnd zur Antwort, indem sie ihm dankbar die Hand reichte. Nun aber wollen wir auch sogleich in unseren Palast zurückkehren.“

Der Bediente mußte noch einmal die Thermen durchsuchen. Er kroch in alle Bäder, durchforschte die sämtlichen Gemächer und kletterte sogar, wo diese möglich war, auf die Stockwerke empor. Endlich kam er mit der Meldung zurück, daß die Thermen völlig menschenleer seien. An die umgeworfene Mauer, die ganz in ihrer Nähe war, dachten sie nicht.

Paolo hörte jedes Wort, und er war mehr als einmal im begriffe, hervorzukommen und sich als Vater des Kindes kundzugeben; aber zwei Umstände hielten ihn davon ab. Er selbst war auf die Dauer nicht imstande, für das Kind zu sorgen und er zog es nach und nach notwendig in seine niedere Sphäre herab. Dieses allein mußte es ihm schon wünschenswert erscheinen lassen, daß sich eine fremde Hand des armen Würmchens annahm. Nun gesellte sich aber noch dazu der Vorteil, daß sein Kind mit Einem Schlage in eine glänzende Lage kam. Wie hätte es ihm dieses Glück entziehen sollen. Also hielt er sich still und segnete in Gedanken den glücklichen Zufall, der ihn in die Thermen des Caracalla geführt hatte.

II

Kaum hatten sie die Thermen verlassen, so erhob sich Paolo und eilte mit großen Sprüngen einem Mauerspalte zu, durch den er sich ins Freie quetschen konnte. Mit der Gegend wohl

bekannt, eilte er den mit einer Mauer umfriedeten Weinberg hinab und überkletterte dieselbe da, wo sie sich zum Thale hinabsenkte. Hier mußte der Wagen vorbeikommen, und er wollte sein Kind noch einmal sehen, ehe es ihm für immer genommen wurde.

Er hatte nicht lange an der Außenseite der Mauer gesessen, so hörte er den Wagen heranzurufen und nach wenigen Minuten sah er, wie die schöne junge Frau sein Mädchen in den Armen hielt und es küssend an das Herz drückte.

Es ist schwer zu beschreiben, was in ihm vorging. Einesteils folterte ihn das Gefühl, seinem Kinder für immer Lebewohl sagen zu müsse; auf der anderen Seite sagte er ihm aber die Vernunft, daß sich nicht zum zweitenmal eine solche Mutter für das Kind finden werde. Während er von den widerstrebendsten Gefühlen hin und her gezerrt wurde, fuhr der Wagen von dannen und war bald aus seinen Augen verschwunden.

Jetzt fiel ihm ein, daß er die Pflegeeltern seines Kindes nicht kannte und sich also der Möglichkeit beraubt hatte, es jemals wieder zu sehen. Mit schnellen Schritten eilte er hinab und folgte der Straße, welche am Pallatino vorbei zum Forum Romanum umbiegt. In der Ferne sah er noch den Wagen, er fuhr links am Forum vorbei und schien sich nach dem Herzen der Stadt zu wenden. Wie er sich aber auch anstrengen mochte, er holte sie nicht ein und als er von der Treppe des Kapitols in das Gewirre von Menschen und Wagen sah, mußte er sich selbst gestehen, daß alles weitere Nachsetzen vergeblich sei.

Einsamer und verlassen als jetzt hatte er sich in seinem Leben nicht gefühlt. Wenn er auch nicht imstande war, das Kind zu erziehen, so hatte es ihm doch einen Halt gegeben. Das war jetzt nicht mehr der Fall. Wie eine losgerissene Erdscholle, welche den Hügel hinabrollt und sich mit jeder Sekunde mehr zerbröckelt, so fühlte er sich zu nichts werden. Langsam und mit gesenktem Haupte kehrte er in seine Wohnung zurück. Auf dem Wege nahm er sich vor, zu arbeiten, seinen Mord zu büßen und wieder ein ordentlicher Mensch zu werden; aber als er die Stube betrat und das sah, in welchem seine Frau durch seine Schuld verkümmert und verhungert war, da glaubte er sich von den Furien gefaßt, und mit lautem Schrei stürzte er von dannen.

In seinen Taschen befand sich noch einer der geraubten Ringe. Er brannte ihm wie Feuer auf den Leib. Da nahm er denselben heraus und schleuderte ihn von sich. Wir werden Paolo später wieder sehen, jetzt aber wollen wir der Fürstin Pimelli folgen. Sie bewohnte den großen Palast, der jetzt in das Ospedale für Kranke und Irre umgeschaffen ist und dessen weitläufiger Gärten mit den schattenspendenden Bäumen und den plätschernden Fontänen so manchem

Leidenden angenehme Erheiterung gebracht haben.

Als sie mit dem Kinde über den großen Hof ging und sich unter dem prachtvollen Säulengang her dem großen Korridor näherte, eilte ihre Kammerfrau Bonella herbei und fragte, in höchster Verwunderung: „Aber ums Himmels willen, was bringen Ew. fürstlichen Gnaden denn dort?“

„Siehst Du es nicht, Bonella? Es ist ein Kind, welches ich in den Thermen des Caracalla aufgefunden habe und bei mir behalten will, solange sich nicht die Eltern melden. Aber liebe Bonella, das arme Kind muß hungrig sein. Weißt Du keine brave Amme in der Nachbarschaft?“

Bonella schüttelte mit dem Kopfe; aber die zweite Kammerfrau Sabina, welche jetzt herbeikam, sprach: „Neben der Kirche Sopra Minerva wohnt eine junge Witwe, deren Kind gestern bedrückt worden ist. Sie ist sehr arm und würde es gewiß als eine große Wohlthat betrachten, wenn sie als Amme bei Ew. fürstlichen Gnaden eintreten könnte.“

„So laufe, Sabina, und hole sie herbei. Sie soll aber sogleich kommen, denn das arme Würmchen hat sicher Hunger und wenn es ins Schreien kommt. So werden wir große Mühe haben, es zu beschwichtigen.“

Sabina eilte mit flügellichten Schritten hinweg. Bald hatte sie das kleine Häuschen erreicht, aber Angela war nicht zu Hause, sondern befand sich nach der Aussage der Nachbarin in Sopra Minerva, um den Himmel um Hilfe anzuflehen. Sabina fand das arme Weib mit ausgestreckten Armen vor dem Muttergottesaltare in tiefe Andacht versunken.

Sie beugte sich zu der Betenden nieder und flüsterte ihr zu: „Angela, Du mußt gleich mit mir zur Fürstin Pimelli gehen, denn sie bedarf Deiner als Amme.“

Angela war vor Freude außer sich. Rasch sprang sie empor und eilte mit Sabina aus der Kirche. Auf der breiten Treppe blieb sie stehen und sprach mit betrübtem Herzen: „Sabina, ich habe gestern mein Sonntagskleid verkaufen müssen, um nicht zu verhungern, und in diesen Lumpen kann ich unmöglich vor der Fürstin erscheinen.“

Das Kleid thut nichts zur Sache,“ antwortete die Kammerfrau; „die Hauptsache ist, daß Du recht bald kommst, denn das Kind hat lange nichts mehr genossen.“

Angela schwankte noch, aber Sabina trieb sie vorwärts und sprach: „Wenn Du nicht gleich mitkommst, so muß ich eine andere Amme suchen, und ich werde nicht weit zu gehen haben.“

„Nein, nein, ums Himmels willen bringe mich nicht um die gesicherte Stellung“, bat Angela und eilte, so schnell sie konnte, neben der

leichtfüßigen Kammerfrau her.

Bonella wartete ihrer schon am Thore, denn das Kind verlangte mit lautem Geschrei nach Nahrung und wollte sich nicht stillen lassen.

Angela eilte mit der Kammerfrau die breiten Marmortreppen hinauf und gelangte in ein prächtig ausgestattetes Zimmer, wo die Fürstin Pimelli das schreiende Kind auf und niedertrug.

„Sind Sie die Amme?“ fragte sie.

Angela nickte und streckte die Arme sogleich nach dem Kinde aus. Einen Augenblick ruhte das Auge der Fürstin wie prüfend auf ihr, ehe sie ihr das Kind überreichte; aber das treuherzige Auge der jungen Witwe und das reine Gesicht gaben ihr die Überzeugung, daß sie ihre Pflichten erfüllen werde.

An der Brust der Amme verstummte das Geschrei. Das Kind trank in vollen Zügen, und nachdem es gesättigt war, schlief es auf ihrem Schoße ein. Die Fürstin legte es im anstoßenden Gemache auf das Bett und gab Sabina den Auftrag, die Amme mit anständigen Kleidern zu versehen, „denn,“ fügte sie, zu Angela gewendet, hinzu: „Sie werden bei uns bleiben, und des Kindes Nährmutter sein.“

„Ich danke Gott und Ihnen für diese große Gnade,“ antwortete Angela. „Vor einer Stunde noch war ich der Verzweiflung nahe, weil ich nichts hatte, mich zu nähren und zu kleiden, und jetzt bin ich mit Einem Schlage geborgen.“

„Ah,“ antwortete die Fürstin, „es ist mir angenehm, daß Ihnen ein Dienst erwiesen wird, indem Sie mir eine schwere Sorge abnehmen. Unsere kleine Marietta führt sich also gleich als Wohlthäterin bei uns ein. Ich denke, was sie jetzt unbewußt veranlaßt, wird sie später aus eigenem Antriebe thun.“

„Heißt sie Marietta?“ fragte die Amme.

„Ich habe sie wenigstens so genannt, denn ich wünsche, daß von allen mit derselben Liebe angesehen wird, wie ich.“

Als Angela zurückkam, war sie so fein herausgeputzt, daß sie in die prachtvollen Zimmer paßte. Die Fürstin schien Gefallen an ihr zu finden, denn sie sprach: „Angela, ich sehe, daß Sie ein Herz für Kinder haben, deshalb vertraue ich Ihnen meine Marietta gern an. Sorgen Sie nun auch, daß ich niemals Grund habe, mein Vertrauen zu bereuen.“

Die Amme machte nicht viel Worte, aber man sah ihr an, daß sie es wohl meinte, und das war die beste Empfehlung für sie. Die Fürstin wies ihr ein hübsches Zimmer an, welches mit ihrem eigenen Schlafgemache in Verbindung stand, und schärfte ihr ein, daß sie den größten Teil des Tages dort zubringen müsse. „Ich selbst werde mich zwar viel mit dem Kinde beschäftigen,“ sagte sie, „aber ich kann nicht immer über meine Zeit verfügen.“

Angela versprach, nichts versäumen zu wollen. Die Fürstin aber beschäftigte sich angelegentlich mit der Aufgabe, für die kleine Marietta eine hübsche Garderobe anfertigen zu lassen.

Die beiden Kammerfrauen, welche in solchen Dingen einen anerkannten Geschmack hatten, mußten ihr Ratschläge geben und alles feststellen helfen; dann fuhr sie mit Bonella zum Korso, um sogleich einzukaufen.

Ihr Gatte neckte sie ein wenig über die Eile, womit sie für die Garderobe sorgte, aber es machte ihm innerlich eine große Freude, daß sie den Vergnügungen, welche für heute projiziert waren, entsagte, um sich ihrem Pfleglinge zu widmen.

Paolos Schmerz, daß er sein Kind hinweggegeben hatte, ohne den jetzigen Besitzer zu kennen, wurde mit jedem Tage größer. Er schalt sich einen hirnlosen Thoren und war auf dem besten Wege, wieder in sein altes Säuferleben zurückzufallen; aber der Gedanke an sein Kind, welches wahrscheinlich zu einem vornehmen Fräulein erzogen werde, hielt ihn davon zurück; er wollte ihr keine Schande machen. Merkwürdigerweise widerte ihn der Bettel jetzt an, und er suchte nach einer herrlichen Beschäftigung; aber alle, welche ihn kannten, wiesen ihn zurück und so blieb ihm nur das Heischen von milden Gaben übrig. Ein solches umhertreibendes Leben hatte auch noch den Vorteil, daß er nicht an einen Ort gebunden war, sondern überall nach seinem Kinde suchen konnte. Indessen vergingen doch mehrerer Monate, ohne daß er einen Schatten von demselben gewahrte. Eines Tages aber sah er die Fürstin mit seinem Töchterchen vorüberfahren. „Wer ist diese Frau?“ fragte er einen Mann, welcher sich vor ihr verneigte.

„Die Fürstin Pimelli,“ gab dieser zur Antwort.

„Pimelli,“ flüsterte er vor sich hin, „Pimelli! Gut, ich werde sie aufsuchen und mein Kind zurückfordern. Pimelli? Es geht ihr ein ausgezeichnete Ruf zur Seite; sie soll den Armen gut sein und ein sehr mildes Herz haben. Ah, wie sie auch sein mag, sie muß mir mein Kind zurückgeben!“

Paolo hatte in dieser Nacht auf der Treppe, welche zu der Kirche Ara Coeli hinaufführte, sein Lager aufgeschlagen. Sein vagabundierendes Leben hatte ihn stark verwildert, und sein Gewissen, welches ihn stets an den vollbrachten Mord gemahnte, ließ ihm niemals lange an einem Orte Ruhe.

Nach und nach verlor sich die Menschenmenge vom Forum und Kapitol und auch aus Ara Coeli gingen die letzten Beter weg. Paolo hatte schon lange nicht mehr gebetet; er fühlte sich zu schlecht und zu schuldvoll, um sich vor einen Altar zu begeben. Instinktmäßig fühlte er, daß das Beten eigentlich nur zur Selbstanklage führen

konnte, denn wie war es möglich, sich an Gott zu wenden, ohne die feste Absicht zu haben, die verwirkte Strafe zu erleiden.

Die Möglichkeit ließ ihn, trotz seines harten Lagers auf der steinernen Treppe bald einschlafen; gegen Mitternacht aber erwachte er, denn es fiel ein starker Regen, der ihn ganz durchnäßte. Schlecht genährt und schlecht gekleidet, schüttelte ihn der Frost, da er erhob sich, um unter dem Vordache Schutz zu suchen.

Als er hier stand und auf das Kapitol hinschaute, empfand er eine schreckliche Leere in seiner Seele. „Was habe ich auf der Erde genützt?“ fragte er sich. Da war es ihm, als ob ihm die Antwort „nichts“ von allen Dächern entgegenschallte. Er hielt sich die Ohren zu, aber das Wort „nichts“ drang doch hinein. Gegen seinen Willen mußte er noch den Beweis dazu führen. „Als ich noch ein Kind war und betend am Schoße meiner Mutter stand, da war ich noch gut,“ flüsterte er; „aber meine Mutter starb und ich war mir selbst überlassen. Zu träge zum Arbeiten erbettelte ich mir meinen Unterhalt und – wie oft besudelte ich meine Hände mit fremdem Eigentume, um der Kehle geistige Getränke zuzuführen! Dann kam eine bessere Zeit, denn ich lernte mein Weib kennen. Sie war edel und gut und verabscheute alles Gemeine. O, sie übte einen guten Einfluß auf mich aus; sie arbeitet und sparte und mit dem Schweiße ihrer Arbeit kaufte ich das Häuschen mit dem Garten. O, hätte ich die Kraft gehabt, immer fleißig zu bleiben, wir hätten und wohl bald ein größeres Eigentum erworben, aber nachher kam die Lust zum trinken wieder über mich und warf alle guten Grundsätze zu Boden. Um dem Trunke zu fröhnen wurde ich zum Doppelmörder, denn nicht allein jener Unbekannte fiel von meiner Hand, sondern ich tötete auch die gute Frau. Und – eine Folge von all diesen Sünden ist, daß ich auch mein Kind in fremde Hände gegeben habe.“

Er seufzte tief und weinte bitterlich, indem er sprach: „O, wenn ich nur noch einmal herzlich beten könnte!“

Paolo hatte geglaubt, mit diesen Herzensergießungen allein zu sein; aber er irrte sich, seine Worte waren gehört worden! Auf der obersten Stufe kniete ein Mönch, welcher die Nachtwache auf der Treppe hatte, damit sich keine Diebe einschlichen und kostbaren Schatz der Kirche stahlen.

Dieser Mönch erhob sich, klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Mein Freund, die Reue kommt nie zu spät!“

Paolo schrie laut auf, denn er glaubte sich schon dem Messer des Nachrichters überliefert; aber der Mönch beruhigte ihn mit guten Worten und sprach: „Wenn Du beten willst, so tritt in

die Kirche; ich will sie Dir aufschließen.“

„Ja, schließe auf,“ bat Paolo, „denn mich verlangt in der That zu beten, und ich kann es jetzt thun, ohne von den Menschen gesehen zu werden.“

Der Mönch schloß die Thüre auf und Paolo trat in den Tempel, dessen schwarze Marmorsäulen von dem Lichte der ewigen Lampe nur so viel beleuchtet wurden, daß er sie eben gewahren konnte. Gerade deshalb erschienen sie groß, riesenhaft und drohend. Mit bangem Herzen schritt er zwischen ihnen hindurch, näherte sich einem der Altäre, auf dessen Stufen er niederfiel und seinen Betrachtungen freien Lauf ließ. Lange beschäftigte er sich mit seiner Verworfenheit und es kam der ernste Wunsch über ihn, daß es anders sein möge. Dieser Wunsch gestaltete sich bald zur Reue und hieraus entstand ein heißes Gebet mit dem ernstesten Vorsatze, die schwere Schuld, welche auf seinem Gewissen lastete, zu büßen.

Endlich erhob er sich und begab sich wieder vor die Kirche. Der Mönch hatte ihn in der Thür erwartet. „Mein Sohn,“ sagte er mit weicher Stimme zu ihm, „Du bist unglücklich, weil Dich eine schwere Schuld drückt. Schaffe Dir wieder Ruhe, indem du dem Priester Deine Sünden beichtest.“

„Ich will es thun,“ gab Paolo zur Antwort, „aber vorher muß ich mein Kind wieder haben. Wenn ich allein bin, dann faßt mich die Verzweiflung; aber aus seinen süßen Augen werde ich mir Trost holen und meine Kräfte anstrengen, um es zu ernähren.“

„Folge in allem, was Du thust, den Fingerzeigen Gottes,“ sprach der Mönch und kniete wieder zum Beten hin. Paolo aber stieg weiter hinab und setzte sich auf der unteren Treppe nieder, wo er endlich einschlief.

Als ihn das Getöse von Menschen und Wagen am anderen morgen erweckte, gingen die Ereignisse der Nacht vor seinen Augen auf und abermals empfand er das brennende Verlangen, sein Kind wieder zu haben.

Er suchte in seinen Taschen und fand noch zwei Soli. Mit diesen begab er sich in das nächste Café und ließ sich ein Frühstück geben. Das warme Getränk erfrischte ihn und er fühlte neue Kraft in seinen Gliedern. Nachsinnend und grübelnd folgte er dem Strome der Menschen und gelangte nach einer kurzen Wanderung an den Palazzo Pimelli. Lange stand er am Thore, ohne den Mut zu haben, einzutreten. Diener kamen und gingen und er stand noch immer auf seinem Posten. Endlich erschien das frische Gesicht der Kammerfrau Bonella am Fenster. Da faßte er Mut und sprach: „Liebes Fräulein, helfen Sie mir, daß ich die Fürstin sprechen kann!“

„So früh am Morgen?“ fragte Bonella verwun-

dert. „Das geht nicht, lieber Mann, denn sie schläft noch, und wenn sie auch schon aufgestanden wäre, so –“

„So würden Sie doch Bedenken tragen, mich bei ihr anzumelden,“ vollendet Paolo den Satz.

„So ist es in der That, denn die Fürstin pflegt ihr Almosen nicht mit eigener Hand zu verabreichen, sondern betraut den Hausmeister damit.“

„Aber es ist kein Almosen, mein Fräulein, und der Hausmeister kann mir nicht helfen. Ich muß mit der Fürstin selbst sprechen.“

Bonella schüttelte den Kopf und sprach: „Kommen Sie gegen zehn Uhr wieder; ich werde dann sehen, was sich thun läßt.“

Der unglückliche Mann wendete sich der Piazza Venetia zu, um dort zu warten, bis die Stunde schlug. Bonella aber stieg in das Schlafgemach der Herrin hinauf und war nicht wenig erstaunt, sie schon angekleidet zu finden.

„Die kleine Marietta hat mich aus dem Bette getrieben,“ sagte sie, „denn sie hat sich schon früh um Nahrung gemeldet. Es ist mir übrigens recht lieb, daß ich einen Wecker habe, denn ich verschlafe stets die schönsten Stunden des Tages. He, Angela,“ rief sie der Amme zu, „bringe das Kind her, wir wollen es hübsch machen.“

Sogleich war die Amme zur Hand, und nun begann eine wichtige Beratung über die Frage, was Marietta heute anziehen sollte, damit sie auch dem Fürsten gefalle. Es dauerte ziemlich lange, bis die Einigkeit erzielt war, denn die Auswahl in Kleidern war so groß, daß jeder etwas nach seinem Geschmacke fand.

Nun begann das Waschen und Baden, wobei die Fürstin selbst Hand anlegte. „ich werde es jeden morgen selbst waschen,“ sagte sie; „es macht mir rechte Freude, daß ich eine ernste Thätigkeit gefunden habe.“

Nachdem es angekleidet war, befahl die Fürstin, daß Angela es in den Garten trüge, damit es frische Luft und Schatten habe.

„Hoheit,“ nahm Bonella jetzt das Wort, „es war ein armer Mann da, der Sie zu sprechen wünscht.“

„Er wird recht arm daran sein,“ entgegnete sie; „sage dem Hausmeister, daß er ihn gut bedenkt.“

„Es scheint, daß er kein Almosen will,“ sagte die Kammerfrau; „er hat sich vielmehr in den Kopf gesetzt, mit Euer Hoheit selbst zu reden.“

„Ah, dann wird er wohl recht unglücklich sein und eine größere Hilfe bedürfen. Er soll sich um zehn Uhr im Garten einfinden, dort will ich ihn anhören.“

Paolo war fortwährend zwischen der Piazza Venetia und der Piazza del Gesu umhergewandelt und harrete mit Ungeduld auf die bezeichnete Stunde, Kaum hob sich der Hammer, so war er auch schon auf dem Wege und befand sich

bald an der Pforte des Palastes.

Bonella steckte abermals den Kopf zum Fenster hinaus und sprach: „Sie werden die Fürstin im Garten finden; sprechen Sie nur ganz furchtlos mit ihr.“ Sie zeigte ihm mit dem Finger den Weg in den Garten und zog sich selbst wieder in die Zimmer zurück. Paolo aber folgte dem Säulengange, welcher den ganzen Palazzo durchschnitt und in einen großen Porticus endigte. Scheu trat er in den Garten und durchschritt eine breite Allee von fruchttragenden Pomeranzenbäumen. In einem mit hohen, dunkelgrünen Cypressen bewachsenen Seitengange sah er ihr Gewand flattern. Rasch folgte er nach, aber sie war bereits im Gebüsch verschwunden, wo sie sich auf eine Rasenbank niederließ, um mit dem Kinde zu spielen. Paolo konnte jede ihrer Bewegungen beobachten und die Züge ihres Gesichtes sehen. So wurde er Zeuge, wie sie sein Kind liebte und gleich einer Mutter auf dem Schoße schaukelte. Das Kind selbst gewahrte er erst, als sie sich erhob und es der Amme reichte.

„Ein prächtiges Mädchen!“ sagte sie. „Wenn wir nur auch ein Meisterstück der Erziehung zustande bringen, Angela?“

„Die richtige Liebe zu den Kindern lehrt alles,“ antwortete Angela „und da Sie die kleine Marietta so gern haben, so werden Sie das Kind auch mit großer Leichtigkeit gut erziehen.“

Als Paolo sah, wie reizend es geschmückt war und wie die Prinzessin so lieb mit ihm verfuhr, da gereute es ihn, daß er hierher gekommen war, denn er selbst war niemals imstande, so vortrefflich für das Kind zu sorgen. Er sagte sich, daß es eine Sünde sei, den armen Wurm wieder in seine niedrige Sphäre zurückzuziehen und denselben allen Wechselfällen eines vagabundierenden Lebens auszusetzen. Er hatte die Absicht, sich wieder heimlich zu entfernen und davonzulaufen, aber gerade in diesem Augenblicke bemerkte ihn die Fürstin und befahl ihm, näher zu kommen.

Auf den Tod erschrocken, wußte er nicht, was er sagen sollte und stotterte einige unzusammenhängende Worte, aus denen die Fürstin glaubte entnehmen zu müssen, daß er einsam und verlassen, ohne Weib und Kind in der Welt stehe und nicht wisse, wie er sein Brot erwerben solle.

„Und was ist ihr eigentlicher Wunsch?“ fragte sie.

Die Liebenswürdigkeit der Sprecherin flößte ihm den Gedanken ein, daß er vielleicht für immer bei seinem Kinde bleiben dürfte. „Hoheit,“ hob er an, „meine Kräfte sind geschwächt und ich bin nicht imstande, schwere Arbeiten zu verrichten. Wollten Hoheit mir irgend einen, wenn auch noch so unbedeutenden Posten in Ihrem Palazzo geben, so würde ich überglücklich sein.“

Die Fürstin sann hin und her, aber sie fand keine unbesetzte Stelle. Der arme Bittsteller aber that ihr weh; sie wollte ihm um jeden Preis Brot verschaffen und sprach: „Es kommen häufig Fremde in den Garten und es wäre angenehm für die Besucher, wenn sie einen Führer hätten, der ihnen die kürzesten Wege und die schönsten Pflanzengruppen zeigt. Fühlen Sie sich diesem Posten gewachsen, so können Sie gleich da bleiben und sich vom Schneider eine Livree anpassen lassen.“

Niemand war froher, als Paolo, denn nun lebte er ohne Sorge und konnte doch alle Tage sein Kind sehen, vielleicht sogar auf den Armen tragen. Hätte man ihm gestern eine so günstige Wendung seines Schicksals vorhergesagt, so würde er diese Prophezeiung sicherlich nicht geglaubt haben, und selbst jetzt, wo er die Bestallung aus dem Munde der Fürstin selbst hatte, kam ihm sein Glück noch wie ein Märchen vor.

„Bonella,“ sprach die Fürstin, „führen Sie den neuen Gartenaufseher zum Hausmeister Giacomo; er soll ihm ein Briefchen an den Schneider mitgeben.“

Die Kammerfrau kam dem Befehle ihrer Herrin nach und führte ihn in den rechten Palastflügel, wo Giacomo eine Reihe von Zimmern bewohnte, die mit großem Luxus ausgestattet waren.

Er saß eben zwischen seinen Haushaltungsbüchern und schien von dem frühen Besuche nicht sehr erbaut. „Wen bringst Du mir da, Bonella?“ fragte er kurz angebunden.

„Einen neuen Gartenaufseher,“ antwortete die Kammerfrau.

„Und wer, wenn ich mir die Frage erlauben darf, hat ihm diesen Posten gegeben?“

„Die Fürstin, Giacomo,“ gab Bonella etwas hämisch lachend zur Antwort; „es wird Dir nicht recht sein, daß sie sich erlaubt, solche Dinge zu thun, ohne Dich zu fragen.“

„Nun, nun, Bonella, die Fürstin ist Herr ihres Willens und sie hat die Macht zu thun und zu lassen, was ihr beliebt, aber es würde allerdings vorteilhaft sein, wenn der Hausmeister bei solchen Entscheidungen zu Rate gezogen würde. Die Fürstin hat ein mitleidiges Herz und sie läßt sich dadurch augenblicklich zu unklugen Handlungen hinreißen. Sagen Sie selbst, liebe Bonella, ob das Aussehen dieses fremden Kindes nicht eine schreckliche Verwirrung hervorruft. Augenblicklich drehen sich alle Gedanken nur um den Findling und man behandelt das kleine Mädchen, als ob es eine geborene Fürstin Pimelli sei. Wenn nun plötzlich die richtige Mutter käme und ihr Kind begehrte, welche heillose Klatscherei würde das in Rom geben? Und wenn das nicht der Fall ist, wenn das Findelkind im Palazzo groß wird – nun, so werden wir das ekel-

hafte Schauspiel haben, daß sich eine Bettlerin wie eine Prinzessin bläht.“

„So weit sprach ich von dem Kinde,“ fuhr der Hausmeister nach einer Pause fort; nun aber diese neue Ernennung. Herr Gott! Der Mensch sieht aus, als ob er sich mit Brantwein das Gesicht wüsche und in den Straßenrinnen schlief. Weiß Gott, was dieser Mensch für ein Gewerbe getrieben hat, und nun wirft man ihn plötzlich in Uniform und versetzt ihn mit Einem Schlage aus der Straßenrinne in die fürstlichen Gärten. Es sollte mich großes Wunder nehmen, wenn nicht die sämtlichen Blumen die Köpfe hängen ließen und verwelkten. Doch ich habe nichts zu verantworten; die Fürstin mag sehen, wie sie mit solchen Subjekten fertig wird.“

„Herr Hausmeister,“ wagte Paolo zu sagen, „es ist wahr, ich bin ganz unerwartet zu diesem Glücke gekommen und verdiene es gewiß nicht, aber ich will mich bestreben, Ihre Zufriedenheit zu erlangen.“

„Daran wirst Du wohl thun, Paolo,“ entgegnete der Hausmeister, und mit einer viel befriedigteren Miene schrieb er eine Zettel an den Schneider.

III

Paolo hielt sich bei dem kritisierenden Hausmeister nicht länger auf, als durchaus notwendig war. „Wo finde ich den Schneider?“ fragte er die freundliche Zofe. Bonella nahm das Blättchen aus seiner Hand und las: Borgo S. Spirito Nr. 26.

Paolo wußte genug, denn er kannte Rom durch und durch, Rasch eilte er von dannen und erreichte durch ein Gewirre von Straßen und Gassen die Engelsbrücke. Rasch überschritt er dieselbe und gelangte auf die Piazza Pia, einen länglichen schmalen Platz, welcher dem Laufe des Tibers bis zu dem neuen, von Pius IX. errichteten Brunnen folgt. Hier gehen vier Straßen in das Herz der Leoninischen Stadt. Paolo schlug diejenige ein, welche links am Flusse vorüber zu den Arkaden des heiligen Petrus führt, denn dieses war die Heiligegeiststraße, wo der fürstliche Schneider Blandetti seine Werkstätte aufgeschlagen hatte. Damals war der Brunnen Pius' IX. noch nicht vorhanden, sonst aber hatte die Straße dasselbe schwarze, räucherige Ansehen wie heute. Er brauchte nicht weit zu gehen, so erreichte er die Werkstätte. Auch ein Unbekannter hätte sie leicht finden können, denn die Jünger der Nadel hatten, wie es in Rom Sitte ist, die Werkstätte bis in die halbe Straße vorgeückt. Munter nähten sie im hellen Sonnenscheine darauf los und Meister Blandetti ging von einem zu anderen, indem er mit kurzen Wor-

ten hier lobte, dort tadelte und zuweilen auch einen Klaps austeilte. Einer von den Gesellen erregte sein höchstes Mißfallen, denn er ließ die Nadel feiern und schaute mit gaffendem Munde die Vorübergehenden an.

„He, Bartelemo,“ rief er zornig, „zahle ich Dir die Woche einen Scudo, damit Du die ganze Zeit mit Gaffen verlierst? Das geht nicht, mein Junge, denn ein ehrlicher Meister hat schon bei dem regsten Fleiße Mühe, durchzukommen; aber mit solchen Gesellen muß er zu Grunde gehen.“

Bartelemo that ein paar Stiche und ließ dann die Hand wieder sinken. Da aber wurde es dem Meister zu toll, er versetzte ihm ein paar derbe Mauschellen und schickte ihn dann ins Haus. „Wenn Dir das Arbeiten im hellen Sonnenscheine nicht mundet,“ sagte er, „so magst du zusehen, ob es in der dumpfen Stube besser geht.“

Unterdessen war Paolo näher getreten. „mit Verlaub, lieber Meister,“ sagte er; „der Hausmeister des Fürsten Pimelli schickt mich mit diesem Briefchen her; Sie möchten die Freundlichkeit haben, mir eine Uniform anzufertigen.“

Meister Blandetti schaute sich den Kunden mit einer ungläubigen Miene an und sprach: „Mir deucht, daß Du die richtige Uniform schon auf dem Leibe hast. Es fehlt Dir bloß noch ein dicker Knotenstock, so bist Du ganz kostümiert, wie die Ritter von der Landstraße, welche jenseits von Ponte Molle den Leuten die Gurgel zuhalten.“

Paolo entfärbte sich, denn er meinte, der Meister sähe ihm in den Augen, daß er jenen Mord begangen, nach dessen Urheber man bis jetzt vergeblich geforscht hatte.

„Lieber Meister,“ sprach er in demütigem Tone, „wenn Sie sich die Mühe geben wollen, dieses Briefchen zu lesen, so werden Sie finden, daß ich die Wahrheit spreche. Die Fürstin hat mich zum Aufseher in ihren Gärten bestellt, und in meiner jetzigen Garderobe würde ich den Leuten allerdings wenig Vertrauen einflößen. Haben Sie also die Güte, mir so bald als möglich ein besseres Ansehen zu geben.“

Der Meister lächelte verschmitzt, denn er glaube, irgend ein loser Vogel habe sich einen Scherz mit dem armen Kerl erlaubt. Als er aber die Handschrift des Hausmeisters und den Inhalt gelesen hatte, zog er gelindere Saiten auf und sprach: „Nun, nun, ein solcher Gartenaufseher wäre nicht gerade nach meinem Geschmacke gewesen, aber der Herr befiehlt und der Diener gehorcht. An mir soll es nicht liegen, wenn Du kein respektables Aussehen bekommst. Was machen wir nur für eine Uniform? Grünes Tuch mit schwarzen Sammetaufschlägen, roter Kragen und silberne Knöpfe mit dem fürstlichen Wappen. Richtig! Komm' her, mein Freund, daß ich Dir das Maß nehme.“

Paolo kam näher und der Meister maß seine Gestalt mit den Augen. „hm,“ sagte er, „da brauchen wir nicht lange Maß zu nehmen; es liegt da noch eine neue Gartenauferuniform, die Dir genau passen wird. Aber, Mensch, ich kann Dich so nicht hineinstecken; denn der Dreck sitzt Dir centnerweise auf dem Leibe. Nimm erst ein warmes Bad und laß Dich gehörig abreiben.“

Blandettis Haus stand auf der Rückseite mit einer Badeanstalt in Verbindung; er führte Paolo durch ein schmales Gäßchen, pochte an einer engen Thüre und rief: „Pietro, hier bringe ich Dir einen neuen Kunden; wenn Du Ehre einlegen willst, so gebrauche das Schabeisen und schone die Seife nicht. Eine Stunde wirst Du mit ihm zu thun haben. Laß ihn da, bis ich wieder komme.“

Gleich darauf öffnete Pietro die Thüre und ließ den neuen Kunden eintreten. Er war nicht sehr erbaut von ihm, denn für gewöhnlich hatte er vornehmere Kunde, die nach gethaner Arbeit ein Trinkgeld in seine Hand gleiten ließen; aber Meister Blandetti erwies ihm manche Gefälligkeit und so durfte er es so genau nicht nehmen.

Wir übergehen die vielen Manipulationen, welcher er mit warmem und kaltem Wasser vornahm und beschränken uns darauf, ihn am Schlusse sagen zu lassen:

„Mein teurer Freund, der Tiber wird sich freuen, wenn er ins Meer kommt, damit er sich Deinen Unflat vom Leibe waschen kann.“

Jetzt pochte Meister Blandetti und brachte nicht allein die Uniform, nebst Kokardenhut, sondern auch ein neues Hemd, Strümpfe und Schuhe mit Schnallen.

„Sieh' einmal zu, ob Du damit zurecht kommst,“ sagte er lachend und begab sich in die inneren Baderäume, um mit Pietro zu plaudern. Paolo legte unterdes die Livree an und fand, daß Meister Blandetti ein richtiges Augenmaß hatte, denn alles paßte, als wenn es extra für ihn angefertigt worden wäre. Als er sich in dem großen Spiegel besah, kam er sich wie ein fremder Mensch vor. „Wenn ich nicht genau wüßte, daß ich es selbst bin, würde ich mich nicht wieder erkennen,“ sagte er lächelnd. „Es ist nur schlimm, daß ich nicht die Seele ebenso umwandeln und sie von allen Flecken rein waschen kann.“

Als Meister Blandetti zurückkam, prüfte er ihn mit wohlgefälligen Blicken und sprach: „Hast Du schon wegen Deines Lohnes einen Accord gemacht?“

„Nein,“ antwortete Paolo.

„Nun, so kannst Du dreist das Doppelte fordern, denn jetzt siehst Du wie ein ehrbarer Mensch aus und die Palmen werden nicht mehr verdorren, wenn Du Dich mit dem Rücken gegen sie anlehnt.“

Paolo ließ sich in Demut all die spitzigen Redensarten gefallen und wanderte wieder dem Palazzo Pimelli zu. Bonella und Sabina waren freudig überrascht, als sie den sauberen Mann sahen und die erstere sagte: „Jetzt braucht man sich doch nicht mehr zu fürchten. Wenn Du freundlich und zuvorkommend gegen die Fremden bist, so wirst Du viel Trinkgelder machen und ein hübsches Stück Geld zurücklegen.“

Er begab sich in den Garten und wandelte von Beet zu Beet, von Gehölz zu Gehölz; bald blieb er bei einem Springbrunnen, bald bei den Bildsäulen stehe und fand, daß er sich in einem wahren Paradiese befand.

Neben dem großen Gewächshause lag das Gärtnerhaus, in welchem auch eine Stube für ihn zurecht gemacht war.

Er trat hinein und glaubte im Himmel zu sein, denn Bett, Tisch und Stuhl waren so sauber, daß er sich ordentlich fürchtete, diese Gegenstände zu berühren. Als er sich weiter in den Garten vertiefte, kam er an eine Stelle, wo zwischen Pinien und Cypressen ein Springbrunnen einen hellen Wasserstrahl in die Höhe warf. Hier fand er die Fürstin und die Amme, welche sich noch immer mit dem Kinde beschäftigten. Die erstere winkte ihm und sprach: „Paolo, wenn ich im Garten bin, wirst Du die Fremden einen anderen Weg führen, denn ich bin gern ungestört.“

„Ganz nach Ihrem Befehle, Euer Gnaden,“ gab er zur Antwort und wollte sich entfernen. „Noch eins,“ sprach die Fürstin, „Angela wird zuweilen, wenn sie sich im Garten aufhält, für unser Töchterchen etwas brauchen. Vergiß nicht, ihr auf der Stelle zur Hand zu sein!“

Er warf einen Seitenblick auf das Kind und entfernte sich, denn unter dem Portale zeigten sich Fremde, welche den Garten zu sehen wünschten. Er führte sie umher und theilte ihnen mit, was er selbst wußte. Viel war es nicht, aber die Fremden waren zufrieden mit ihm. Die Pracht des Gartens hatte sie so sehr entzückt, daß sie zum Geben geneigt waren und ihm ein Silberstück in die Hand drückten.

Das war das erste Geld, welches er geschenkt erhielt, ohne darum gebettelt zu haben. Vielleicht empfand er deshalb so große Freude darüber, daß er es küßte.

Als die Fremden fort waren, rief ihm Angela. Rasch eilte er herbei und fragte nach ihrem Begehren. „Ich muß einige Tücher für Marietta haben,“ sprach sie; „aber Du würdest sie nicht finden; darum muß ich selber gehen. Gieb acht auf das Kind, bis ich wiederkomme.“

Rasch war sie hinweg und Paolo befand sich mit seinem Töchterchen allein. Es lag zwischen Kissen auf einer Marmorbank und schaute mit den schwarzen Äuglein zu den Wipfeln der grünen Cypressen empor. Da kniete er sich vor

dem Säuglinge nieder und drückte ihm einen Kuß auf die kleine Stirn. Sein Herz zitterte vor Freude, daß Marietta (so hatte auch er sie genannt) einer so glänzenden Zukunft entgegensah, aber gleichzeitig fühlte er auch einen empfindlichen Schmerz, daß sie ihm entfremdet wurde. Er mußte zusehen, wie sie gehätschelt wurde, du durftest nicht sagen: „Es ist mein Kind!“ Ob er wohl imstande war, das auf die Dauer zu ertragen? Und wenn nicht, wie wollte er den Beweis liefern, daß er sein Vater war? Er konnte es nicht. Jedenfalls wurde Eines für ihn zur unabweislichen Notwendigkeit: Er mußte ein nüchternes und würdiges Leben führen, sonst würde er hinausgestoßen werden und dürfte sein Kind nicht mehr sehen. Es war allerdings ein wohlthätiger Zwang, aber es war ein sonderbares Verhältnis, daß er von seinem Kinde abhing und dieses nicht von ihm.

Noch war er mit dieser Reflexion beschäftigt, als Angela mit den Tüchern zurückkam und ihn im Anschauen des Kindes überraschte. „Ist es nicht ein herziges Ding?“ fragte sie. „Schau seine großen seelenvollen Augen und die zarten Fleischformen! Wer es nicht besser weiß, der wird es gleich für ein Fürstenkind halten und tausend Eide schwören, daß es den Stempel des hohen Adels im Gesichte trägt. Und ich will selbst nicht darauf behaupten, daß es sich anders verhält. Die Welt ist schlecht und wird alle Tage schlechter. Aber Paolo, kannst Du es begreifen, daß die gottlose Mutter das arme Würmchen in den Thermen des Caracalla niederlegen und sich davonmachen konnte? Wie konnte sie wissen, daß eine mitleidige Frau kam und es aufhob? War nicht eher vorauszusetzen, daß es sich Tode schrie und hungerte?“

Ich hatte auch ein Kind, Paolo, und es trug schon bei der Geburt den Keim des Todes in sich; aber wenn die Fürstin mir ihren Palast dafür geboten hätte, so würde ich es dennoch nicht verkauft haben. Was sagst Du dazu?“

Paolo kamen die Thränen in die Augen und er antwortete mit bewegter Stimme: „Sei nicht so streng, Angela. Vielleicht waren die Eltern zu arm, um das Kind zu ernähren und sie sahen voraus, daß es ihm unter fremden Händen besser gehen werde.“

„Nichts da,“ entgegnete Angela, „Tausende von Menschen sind so arm, daß sie nicht von einem Tage auf den andern zu kommen wissen, aber sie würden lieber den Hungertod erleiden, als ihre Kinder verlassen.“

„Aber es können ja auch andere Ursachen obgewaltet haben,“ nahm Paolo wieder das Wort. „Gesetzt den Fall, die Eltern hätten ein vagabundierendes Lasterleben geführt und vorausgesehen, daß ihr Kind dieselben Bahnen wandeln würde?“

Angela schwieg einen Augenblick; dann aber fuhr sie fort: „So sollten sie dem Kinde zuliebe ehrliche Leute werden und es in Zucht und Gottesfurcht aufziehen.“

„Du magst recht haben, Angela, aber wo das Laster einmal tiefe Wurzeln geschlagen hat, da läßt es sich so leicht nicht ausrotten. Dir kommt es allerdings nicht schwer vor, aber Du bist brav und gut und kannst Dich nicht in einen solchen Fall hineindenken.“

„Zugegeben, Paolo, aber ich bleibe dabei, daß solche Eltern nicht wert sind, zu leben, und wenn ich die Macht dazu hätte, so würde ich sie schwerer strafen, als Diebe und Räuber.“

Paolo schwieg eine Weile, dann fragte er: „Darf ich das Kind einmal auf den Arm nehmen?“

Angela war von dieser Frage entzückt: „Ah,“ sagte sie, „Du hast ein Herz für Kinder! Das freut mich mehr, als sagen kann. Offen gestanden, ich hätte es nicht geglaubt, denn in Deinem Gesichte liegt etwas Rohes und Abstoßendes. Aber die Gesichter lügen oft und ich sehe, daß ich mich getäuscht habe. Ja, nimm es einmal, aber passe auf, daß Du ihm nicht weh thust. Du hast so ungeschlachte Fäuste, daß Du ihm leicht ein Händchen zerbrechen könntest.“

Paolo nahm es auf den Arm, tänzelte mit ihm hin und her und war so zärtlich wie eine Mutter. Die Amme lächelte vergnügt und sprach: „Es steht Dir wahrhaftig zu Händen, als wenn Du all Dein Lebtage nichts anderes gethan hättest; aber nun gib es auch wieder, sonst möchte es schreien.“

Er gab das Kind zurück und trat schnell in ein Gebüsch, um seine Thränen zu verbergen. Bei der Amme hatte er einen Stein im Brette gewonnen, denn sie war jetzt von seinem guten Herzen vollständig überzeugt.

Zwei Tage in der Woche war der Palazzo mit seinen prachtvollen Sammlungen für die Fremden geschlossen und natürlich auch der Giardino Pimelli. Diese Tage hatte Paolo ganz für sich und er konnte frei über seine Zeit verfügen.

Am ersten dieser freien Tage wanderte er hinauf nach Ara Coeli, um zu beten, wie er es in jener Regennacht gethan. Der Mönch, welcher ihm damals das Thor aufgeschlossen, begegnete ihm im Korridor, und sein scharfes Auge erkannte ihn trotz der fremden Kleidung sogleich wieder. Er stand still und sprach: „Ich sehe, Du lebst jetzt in besseren Verhältnissen. Das freut mich ungemein!“

„Es fehlt mir nicht an Brot und Kleidung,“ entgegnete Paolo, „aber ich bin noch weit von Glück und Zufriedenheit, denn noch immer lastet die schwere Schuld auf mir, und ich habe nicht den Mut, sie zu bekennen.“

„Dann wird auch die Ruhe nicht kommen,“

entgegnete der Mönch, „denn jede Schuld will durch Buße und Besserung abgewaschen sein. Ermanne Dich und geh' zur Beichte. Der Priester sitzt an Gottes Stelle da, und was Du ihm bekennt, liegt in seiner Brust als ein ewiges Geheimnis begraben. Feuer und Schwert sind nicht imstande, ihm dasselbe zu entreißen, und er erlitt lieber zehn Tode, als daß er ein einziges Mal zum Verräter würde.“

Paolo schwankte hin und her, er konnte sich nicht entschließen, seine Schuld zu bekennen. Endlich aber flüsterte er: „Wollen Sie meine Beichte hören, ehrwürdiger Vater?“

Der Mönch deutete auf einen Beichtstuhl hinter zwei schwarzen Marmorsäulen und sprach: „Bereite Dich vor, mein Sohn; ich bringe einem Sterbenden in der Strada Morforio das heilige Sakrament, dann kehre ich wieder.“

Paolo kniete neben dem Beichtstuhle nieder und erforschte sein Gewissen. Es sah dunkel in demselben aus; überall stieß er auf schwarze Flecken, aber die eine That, der schreckliche Mord dominierte über all die kleinen Sünden und benahm ihm immer von neuem den Mut, zu beten. Es fiel ihm ein, daß der Kaiser Augustus hier Christo einen Altar errichtet hatte, und er mußte sich sage, daß an dieser ersten heiligen Stätte Roms seitdem tausend und abertausend Sünder Vergebung erhalten hatten; aber sein eigenes Verbrechen schien ihm zu groß, und es wuchs noch, je länger er neben dem Beichtstuhle kniete. Da erhob er sich und begab sich zu dem Altare, unter welchem die Gebeine der heiligen Helena ruhen. In Gedanken durchlief er den langen Zeitraum, der seit ihrem Wirken für die Kirche verflossen war und er sah all die Segnungen, welche ihr Sohn Konstantin durch das Christentum über die Erde ausgegossen hatte, aber alles das schien ihm nicht groß genug, um sein Verbrechen zu tilgen.

Von dort begab er sich zu dem Altare, auf welchem das vom heiligen Lukas gemalte Madonnenbilde aufgestellt ist. Hier betete er mit ganzer Inbrunst seiner Seele und allgemach kam eine süße Beruhigung über ihn. Es schien ihm, daß er beichten und Buße thun könnte, ohne sich von seinem Kinde trennen zu müssen, d. h. ohne sich dem weltlichen Richter zu überliefern.

Gestärkt stand er auf und begab sich zu dem Beichtstuhle zurück. Der Mönch hatte bereits in demselben Platz genommen und empfing den Sünder mit geistlicher Milde.

Lange blieb er in dem Beichtstuhle. Als er wieder aus demselben hervorkam, war das Kainszeichen auf seiner Stirne verschwunden, und wenn sein Gesicht auch nicht den Eindruck eines völlig beruhigten Mannes machte, so hatte es doch den Ausdruck verloren, welcher den Meister Blandetti berechnete, ihn mit den Leuten von Ponte

Molle zu vergleichen.

Seine Bußgebete dauerten lange. Er erhob sich erst, als der letzte Beter die Kirche verlassen hatte. Langsam ging er die hohe Treppe hinab, welche zum Kapitol führt; dort wandte er sich links um und verfolgte die Treppe, welche vom Kapitolinischen Hügel zum Kerker des heiligen Petrus und zum Forum hinabführt. Langsam und bedächtig schritt er an dem ausgegrabenen Teile desselben vorüber und ließ den Tempel der Faustina, sowie die Basilika des Konstantin links liegen, während rechts der Palatin mit den Königsburgen emporragte und geradeaus sich das riesige Kolosseum erhob. Ein Stich ging ihm durch das Herz, als er sich dem Bogen des Titus näherte, und, wie von Furien gejagt, eilte er durch den großen Bogen des Konstantin, um jenseits der Senkung sein kleines Anwesen zu erreichen.

Rasch öffnete er das Pfortchen, trat in das verwilderte Gärtchen, welches seine Frau im Leben so wohl gepflegt hatte und stieß die nur angelehnte Thüre des kleinen Hauses auf. Es stand und lag noch alles, wie er es verlassen. Nichts war von einer fremden Hand berührt, und selbst das Bett hatte nicht die geringste Veränderung erlitten; es zeigte noch die Vertiefung, in welcher die Verstorbene gelegen. „Armes Weib,“ flüsterten seine Lippen, „wenn ich Deinen wohlgemeinten Ratschlägen gefolgt hätte, so lebtest Du noch und wir wären beide im Besitze unseres Kindes zufrieden und glücklich.“

Die Hände vor die Augen drückend setzte er sich auf einen morschen Stuhl und begann bitterlich zu weinen. Die Thränen aber erleichterten seinen Kummer und er sprach zu der Gestorbenen, als wenn sie noch auf dem Schmerzenslager ruhte: „Liebes Weib, es ist nun einmal geschehen und kann leider nicht rückgängig gemacht werden, aber ich werde nicht aufhören, für Dich und unser Kind zu beten. Hier, wo Du Deinen Geist in Gott ausgehaucht hast, werde ich aus meinen Ersparnissen eine kleine Kapelle erbauen und meine freien Tage und Stunden hier zubringen. Unser Kind aber soll weder diesem Zufluchtsorte, noch von meinen Leider etwas erfahren; denn es soll ihm jeder Schmerz so lange als möglich erspart bleiben.“

Er erhob sich und besah das kleine Terrain. Es war wertvoll und wenn er es dem Besitzer der anstoßenden Villa angeboten hätte, so würde er viel Geld dafür bekommen haben. Aber er brauchte ja jetzt kein Geld, außerdem schien ihm auch der Zweck, den er verfolgte, viel besser, als alles Geld in der Welt. „Es wird lange dauern, bis ich so viel zusammen habe, um meine Kapelle erbauen zu können, aber endlich wird es mir doch gelingen.“

Vor ihm lag ein vom Winde abgeschlagener

Baumast; er hob denselben auf und machte auf dem Boden die Zeichnung eines kleinen Gotteshauses. Obschon er nicht zeichnen gelernt hatte und auch vom Baufache wenig verstand, so hatte er sich doch mit dem Gedanken an den Kapellenbau so vertraut gemacht, daß er das ganze Bild im Gedächtnisse hatte, und den Grundriß gleich bei der ersten Probe richtig machte. Während er am Boden hockte und sich mit dem Risse beschäftigte, steckte der Maurer Adriano den Kopf zum Thürchen herein und rief: „Was geht denn eigentlich mit Dir vor? Du verschwindest und kein Mensch weiß, wo Du bist; dann kommst Du plötzlich in einer Livree wieder und hockst zeichnend auf dem Boden, als ob Du ein Baumeister werden wolltest.“

„Zum letzteren ist keine Gefahr vorhanden,“ antwortete Paolo, „aber ich habe mir einen Gedanken in den Kopf gesetzt, den Du mir ausführen könntest.“

„Und was für ein Gedanke ist es?“

„Ich möchte hier auf meinen Eigentume eine Kapelle erbauen. Sie darf indessen nicht viel kosten, denn ich muß sie von meinen Ersparnissen aufbauen, und diese fließen nicht überreichlich.“

Das Interesse des Maurers war erregt und er sprach: „Mein Freund, wenn Du an eine Kapelle denkst, wie sie von den Großen der Stadt Rom erbaut werden, so möchte Dein Beutel allerdings nicht reichen. Eine solche kostet mehr an Marmor und Skulpturen, als unsereins in seinem ganzen Leben erschwingen kann. Willst Du Dich aber mit einem Bethause begnügen, in welchem Du dem Herrn Dein Herz öffnest, so läßt sich auch mit wenigem Gelde schon etwas Hübsches machen. Schau, das Häuslein (vorausgesetzt, daß Du es nicht wieder bewohnen willst) liefert viel Material; ich glaube sogar, genug für den ganzen Bau. Es bleibt also nur noch der Tageslohn zu bezahlen, und das will eben nicht viel bedeuten. Ich bin ein äußerst genügsamer Mensch, und wenn ich eine handvoll Brot und einige Maronen habe, so führe ich bei der strengsten Arbeit ein zufriedenes Leben.“

Diese Antwort hatte Paolo erwartete; der Handel wurde sogleich abgeschlossen, und Adriano begann noch am selben Tage die Fundamente, welche das kleine Gotteshaus tragen sollten.

Der Gartenaufseher aber kehrte zufrieden und vergnügter als seit langer Zeit zum Palazzo zurück und diente seiner Herrin mit ungemessenem Eifer. Die Trinkgelder, welche in seine Hände floßen, rührte er niemals an; er würde sich eine große Sünde daraus gemacht haben, auch nur eine Soldo in die Biraria zu tragen. Wenn sein freier Tag kam, wandelte er hinab zum Bogen des Konstantin und brachte dem meister Adriano seine Ersparnisse.

Es waren oft so reiche Spenden, daß der Maurer meinte, wenn er so fortfahre, so brauche er sich mit einer kleinen Kapelle nicht zu begnügen, sondern könne eine große Basilika erbauen. Die Arbeit ging nur langsam vorwärts, denn Adriano arbeitete allein und hatte von niemand Hilfe. Das war aber auch ganz zweckmäßig, weil es Paolo sonst doch zu schwer geworden sein würde, da notwendige Geld herbeizuschaffen.

Nach einem Jahre war das Häuschen, in dem seine Frau gewohnt, verschwunden und daneben stand ein schmuckes Kapellchen mit einem zierlichen Altare. Er hatte mit Mühe und Not ein kleines Kapitälchen zusammen gebracht, um eine Messe zu stiften, denn am Todestage seiner Frau sollte hier alljährlich ein Totenamt gehalten werden. Hätte man ihm den größten Palast von Rom geschenkt, so wäre er nicht so froh gewesen, denn er meinte, wenn er auch die fluchwürdige That nicht ungeschehen machen könne, so habe er doch ein wenig gethan, um sich Gott wohlgefällig zu zeichnen, und eine Stätte gefunden, wo er beten könne, ohne sein Verbrechen an andere zu verraten.

Die kleine Marietta wuchs unterdessen wie eine kleine Blume heran. Angela war den größten Teil des Tages mit ihr im Garten, wo das kleine Ding von Beet zu Beet lief und niemals genug Blumen bekommen konnte. Die Amme mußte sie geschmackvoll zu Sträußen binden und Marietta trug sie im Schürzchen der Mutter zu.

Merkwürdigerweise hatte das unschuldige Kind eine große Vorliebe für den Gartenaufseher. Mit Ungestüm verlangte es oft auf seinen Arm; er durfte es tragen und mit ihm spielen, wogegen es sich vom Gärtner und anderen Personen scheu zurückzog und selbst der Amme überdrüssig wurde, wenn es lange bei ihr bleiben mußte.

Paolo freute sich unbeschreiblich über diese Zuneigung, denn nun durfte er doch seine Vatergefühle freien Lauf lassen, ohne sich zu verraten.

IV

Wenn sich Paolo vorgestellt hatte, seine innere Zerrissenheit werde bei beständiger Buße und andächtigem Gebete von selbst verschwinden, so hatte er sich verrechnet. Anfangs war es allerdings so und er holte sich in seiner Kapelle beständig Trost, aber als dieselbe den Reiz der Neuheit verloren hatte, ließ sich das Gewissen wieder deutlicher vernehmen, und es forderte nicht allein eine heimliche Buße im stillen Kämmerlein, sondern auch eine öffentliche Sühne durch den Richter.

Es mochten seit der Erbauung jener Kapelle etwa zehn Jahre vergangen sein, als diese Gefühl noch eine bedeutende Verstärkung erhielt. Wir wollen den Vorfall hier erzählen. Die kleine Marietta war ein sehr wißbegieriges, fleißiges Kind und machte in ihren Studien reißende Fortschritte. Eine besondere Vorliebe hatte sie für die zahlreichen Ausgrabungen in Rom, und an freien Tagen war es immer ihr Wunsch dorthin zu gehen. In jener Zeit waren auf dem Palatin bedeutende Reste der alten Kaiserpaläste bloßgelegt worden, und halb Rom wanderte dorthin, um diese stummen Zeugen einer fernen Vergangenheit in Augenschein zu nehmen. Mariettas Bildungsgang war natürlich noch nicht so weit vorgeschritten, um aus dem Besuche einen besonderen Nutzen zu ziehen, aber der Fürst Leo Pimelli interessierte sich selbst für diese alten Bauwerke, und so gab er den Bitten des Kindes leicht nach. Ein paar Mal die Woche fuhr man dorthin und die Amme Angela, welche noch immer bei der Fürstin in Dienst war, mußte immer dabei sein.

Eines Tages, da gerade ein Diener erkrankt war, bekam der Gartenaufseher Paolo den Auftrag, die Herrschaft zu begleiten, und sie kletterten bis gegen Abend in den Ruinen umher. Es hatten sich Freunde zu dem Fürsten gesellt und so fehlte es bei der Rückfahrt an platz für Paolo und Angela. Sie sollten den Omnibus erwarten, welcher etwas später vom Lateran herabkam und am Palazzo Pimelli vorüberfuhr.

Vom Palatin herabkommen schlugen sie den, zwischen den Mauern hindurchführenden Pfad ein, welcher von der Höhe hinab in die Nähe des Titusbogens führt. Hier blieb Angela stehen und sprach zu ihrem Gefährten: „Es ist doch sonderbar, wie ein Verbrechen so lange verborgen bleiben kann.“

„Von welchem Verbrechen redest Du?“ fragte Paolo.

„Von der Ermordung des alten Fürsten Pimelli.“

„Wie?“ rief Paolo, „ist derselbe ermordet worden? Ich habe nie etwas davon gehört.“

„Das ist sonderbar,“ entgegnete Angela; „ich will Dir die Geschichte erzählen: Der alte Fürst hatte eine besondere Vorliebe für die Altertümer, und er widmete denselben, so zu sagen, sein ganzes Leben. Sommer und Winter, mochte die Witterung gut oder schlecht sein, machte er sich nach dem Frühstücke auf den Weg, um irgend eine Gegend zu erforschen und kam erst in der Nacht zurück. Leute, die ihn kannten, haben mir oft erzählt, daß er monatelang zu demselben Punkte zurückkehrte, bis er denselben durchforscht hatte. Zuweilen nahm er Arbeiter zu sich, welche mit Hacken und Spaten in der Erde arbeiten und ihm jedes Stück-

chen überreichen mußten. Er reinigte es vom Schmutze, beschaute es nach allen Richtungen und nahm es mit nach Hause, wenn er glaubte, daß es ihm Aufschluß über die früheren Bewohner der Gegend geben konnte. Eine lange Zeit hatte er sich die Via Appia zum Ziele seiner Untersuchungen gestellt und er war so glücklich, unter dem Schutte viele heidnische Gräber aufzudecken.

Eines Abend erwartete man ihn vergebens; er kam nicht nach Hause. Fürst Leo und die Fürstin Marietta aber beunruhigten sich nicht besonders, denn er hatte oft gesagt: Wenn ich einen wichtigen Fund thue, dann bleibe ich draußen, denn mit dem Hin- und Herlaufen geht viel Zeit verloren. Am nächsten Morgen fand man hier, wo wir jetzt stehen, seine Leiche. Ein verruchter Mörder hatte ihm das Stilett ins Herz gestoßen, um ihn seines Geldes und seiner Kostbarkeiten zu berauben. Du kannst wohl denken, daß es seine Kinder nicht an Nachforschungen fehlen ließen, aber alle ihre Mühe war vergebens, der Mörder ist bis heute noch nicht entdeckt.“

Paolo war schon gleich bei den ersten Worten totenblaß geworden und zitterte so heftig, daß er sich an die Mauerreste der ehemaligen Bäder festhalten mußte, um nicht umzufallen.

„Was fehlt Dir?“ fragte Angela.

„Nichts, nichts,“ sagte er; „es wird schon wieder vorübergehen.“ Das gutmütige Wesen wollte ihn in eine Taverne führen, damit er einen Schluck Wein zu sich nehme, aber obschon seine Blässe noch zunahm, so behauptete er doch, es sei nichts und er werde sich erholen, sobald er zu Hause angekommen sei. Glücklicherweise kam jetzt der Omnibus, und da es bereits dunkel geworden, so fiel es ihm nicht schwer, seine Gemütsbewegungen zu verbergen. In sich zusammengedrückt saß er in einer Ecke des raselnden und rumpelnden Fahrzeuges. Er hörte nicht, was seine Nachbarn miteinander sprachen, sah nicht die zahlreichen Laternenlichter, welche wie leuchtende Käfer vorüberhuschten und vernahm nichts von der auf und ab wogenden Menge. Obschon er die Augen geschlossen und den Kopf in den Kragen seines Rockes zurückgezogen hatte, so sah er doch beständig den Titusbogen vor sich und unter demselben die blutende Leiche des Fürsten Pimelli. Auf den himmelanstrebenden Mauern des Kolosseums, auf den Ruinen des Palatin und des Caelius, überall sah er geflügelte Dämonen, welche die krallinen Finger nach ihm ausstreckten und ihm die sündenbefleckte Seele abforderten. Vergebens riß er die Augen weit auf, um den erdrückenden Visionen zu entgehen, überall, wohin er den Blick wendete, sah er den Ermordeten und die geflügelten Rächer.

Die Qual war zu groß, und der Körper konn-

te die Spannung des Geistes nicht ertragen. Er versank in eine Ohnmacht. Als der Omnibus vor dem Palazzo Pimelli hielt, huschte Angela hinaus und erwartete ihn. Er kam nicht, sondern blieb in sich zusammengesunken sitzen. Man stieß ihn an und rief: „Steigen Sie aus!“ Aber er gab kein Lebenszeichen von sich. Da glaubte man, er sei tot, und zwei Männer legten ihn unter dem Portikus des Palazzo nieder.

Bonella, Sabina, Angela und einige Bedienten umstanden ich ratlos. Zufällig kam der Schneider Blandetti vorüber; er beugte sich über den scheinbar Entseelten und sprach: „Es ist nur eine Ohnmacht; tragen wir ihn auf sein Bett, so wird er sich bald erholen.“

Die Bedienten erhoben ihn und trugen ihn durch den Portikus und die Säulenhalle auf den Garten zu. Da trat ihnen die Fürstin in den Weg und fragte besorgt, was mit ihm vorgefallen sei. Angela wußte keinen Grund seiner Ohnmacht anzugeben; sie sagte nur, daß es ihm schon unwohl gewesen, als sie vom Palatin heruntergekommen seien, um den Omnibus zu erwarten.

„Ich hoffe, daß die Ohnmacht keine schlimmen Folgen hat,“ sagte die Fürstin mitleidig und ordnete an, daß man ihn in ein sonniges Zimmer der ersten Etage bringe, da die Gärtnerwohnung zu entfernt liege, um ihm die nötige Sorgfalt zu widmen.

Ihr Befehl wurde sogleich ausgeführt; man trug ihn in ein hübsch ausgestattetes Zimmer und legte ihn dort auf ein Ruhebett. Unterdessen schickte die Fürstin zu ihrem Hausarzte, der auch sogleich erschien und den Ohnmächtigen wieder ins Leben zurückrief. Matt und abgespannt schlug er die Augen auf; aber er hatte nicht die Kraft, um sich zu schauen, sondern fiel sogleich in Schlaf.

Der Arzt befühlte die Pulse an der Hand und an den Schläfen, zählte die Schläge und schüttelte den Kopf. „Hier liegt eine geistige Erschütterung zu Grunde, aus welcher sich sehr rasch eine schwere Krankheit entwickeln wird. Sie dürfen den Kranken nicht allein lassen. Sollte in der Nacht mein Erscheinen notwendig werden, so haben Sie die Güte mich rufen zu lassen. Einstweilen aber können Sie nichts anderes thun, als ihm Eisumschläge um den Kopf machen.“

Die Fürstin zog die Klingel und befahl der eintretenden Bonella, bei dem Kranken zu wachen. Ein Bedienter sollte im Vorzimmer schlafen, um gleich bei der Hand zu sein, wenn Hilfe notwendig würde.

Die Nacht über stöhnte und jammerte er, ohne daß ein zusammenhängendes Wort aus seinem Munde kam; am Morgen aber stellte sich ein brennender Durst ein und er verlangte zu trinken. Merkwürdigerweise öffnete er die Augen nicht, sondern tastete wie ein Blinder nach

dem Glase.

Um zehn Uhr trat die Fürstin, von Marietta begleitet, an das Krankenbett und setzte sich vor demselben auf einen Stuhl nieder. Sie ergriff seine Hand und fühlte, daß sie wie Feuer brannte. „Reich’ mir ein Tuch, daß ich ihm den Schweiß abtrockne,“ sagte sie zu Marietta. Das Mädchen hüpfte rasch mit dem Tuche herbei und flüsterte: „Laß mich es thun, liebe Mutter, Paolo hat mich immer so lieb gehabt und ich bin ihm den kleinen Dienst schuldig.“

Die Fürstin nickte, und Marietta schob ihm die kleine Hand unter den Kopf und wischte ihm die Schweißperlen vom Gesichte. Da öffnete er die Augen, und als er dem Mädchen in das liebevolle Antlitz schaute, umspielte ein melancholisches Lächeln seine Lippen.

„Fasse Mut,“ sagte Marietta, „ich will jeden Morgen nach Via lata zur Kirche gehen, um für Dich zu beten, und Du wirst bald wieder gesund werden.“

Jetzt erhob sich auch die Fürstin und fragte in ihrem milden Tone: „Wie fühlst Du Dich, Paolo?“

Kaum wurde er ihrer ansichtig, so begann er am ganzen Leibe zu zittern und stieß einen heftigen Schrei aus. Sie wollte ihn beruhigen und faßte ihn bei der Hand, aber erschreckt schlug er um sich und rief: „Laßt mich allein, ich will sterben!“

Alle Versuche, welche sie machte, um ihn zu beruhigen, schlugen in das gerade Gegenteil um, so daß sie es vorzog, Bonella wieder die Pflege zu übertragen. Wie der Arzt es vorausgesagt hatte, so geschah es, Paolo hatte eine lange und schwere Krankheit durchzumachen und sein Leben hing mehr als einmal an einem Haar. Zuweilen tobte er wie ein Wahnsinniger und zwei starke Männer waren kaum imstande, ihn zu halten. Während eines solchen Ausbruches, in welchem er stets von Blut und Mord sprach, konnte ihn nur die kleine Marietta beruhigen. Sobald er sie erkannte, gab er sich zufrieden, nahm aus ihrer Hand die Medizin und schaute sie mit einer unaussprechlichen Zärtlichkeit an; zuweilen aber verfiel er auch in ein heftiges Weinen und wollte sich von ihren liebevollen Worten nicht trösten lassen.

Es war rührend anzusehen, wie sie dann seine Hand nahm und alles hervorsuchte, was sie zum Troste geeignet hielt. Eines Tages sagte sie zu ihm: „Als ich heute morgens in Via lata für Dich betete, da sagte mir eine Stimme im Herzen, daß Deine Leiden nun bald überstanden seien, aber wenn ich sehe, wie Du so bitterlich weinst, dann meine ich, es sei nicht allein die Krankheit des Körpers, die Dich niederdrückt, sondern es verursache Dir irgend etwas auch Schmerz in der Seele. Gewiß hat Dir jemand ein großes Übel

zugefügt, das Du mir verbirgst. Wenn es so ist, mein Freund, so denke an Jesum Christum. Er hatte so viele Feinde; sie nahmen ihm sogar das Leben, und dennoch war er ihnen nicht böse, sondern betete noch für sie am Kreuze. Siehst Du nicht, wie besorgt wir um Dich sind, und wie lieb ich Dich habe? Gewiß, Paolo, Du hast mehr Freunde als Feinde, und um der ersteren willen solltest Du nicht mehr an die letzteren denken.“

Der Kranken wurde von diesen einfachen Worten tief ergriffen; Schamesröte übergoß seine Wangen und er dachte in seinem Herzen: „Wenn sie wüßte, wie es um mich steht, wenn sie eine Ahnung davon hätte, daß ich ihre Mutter dem Hungertode preisgab, sie selber fremden Händen überlieferte und – durch Mord mein Lasterleben zu verbessern suchte, sie würde mir fluchen und nur Abscheu und Verachtung für ihren Vater empfinden.“

Nach und nach kam er wieder zu Kräften, aber die Hitze des Hochsommers verzögerte seine völlige Genesung. Wie er sich auch in dem dichtesten Laubwerke des Gartens ergehen mochte, die Gesundheit wollte nicht völlig zurückkehren.

Der Fürst und die Fürstin verkehrten viel mit ihm und bewiesen ihm eine ungewöhnliche Güte, aber merkwürdigerweise fühlte er sich in ihrer Nähe nicht heimisch und schrak jedes Mal zusammen, wenn er ihrer ansichtig wurde.

Endlich kam die Zeit, in welcher die fürstliche Familie in das Gebirge bei Frascati zu gehen pflegte. Paolo sollte mit hinauf, um in der frischen Bergluft seine Gesundheit zu stärken. Man hätte glauben sollen, er werde freudigen Herzens mit beiden Händen zugreifen, aber ihm graute vor dem Zusammensein mit der Tochter des Ermordeten und er machte allerlei Einwendungen. Zuletzt bedurfte es des energischen Befehls des Arztes, daß er seine Sachen zusammenpackte und mit der übrigen Dienerschaft der vorausgereisten Herrschaft nachfuhr.

Der Fürst besaß oberhalb Frascati im Gebirge ein reizende Villa mit allen Vorzügen des Landlebens. Oberhalb derselben dehnten sich auf eine weite Entfernung die frischen Wälder aus, wo Pinien, Cypressen, Lorbeer und mächtig emporstrebende Laubbäume einen köstlichen Schatten verbreiteten. Von der Terrasse aber schaute man über die weite Ebene, die zu Füßen der Villa ausgebreitet lag, und in der Ferne tauchten die Türme des ewigen Roms in blauem Dunste auf.

Paolo hatte nichts zu besorgen, sondern sollte einzig und allein seiner Gesundheit pflegen. Es war ihm lieb, daß er nicht unter Menschen zu sein brauchte. Einsam und allein streifte er in den Wäldern umher, und sog den balsamischen Duft des Gebirges ein. Da konnte es nicht ausbleiben, daß sein Körper genas, aber auf seiner

Seele, lastete nach wie vor eine unbezwingliche Schwermut, die nur ein wenig gebändigt wurde, wenn Marietta in seiner Nähe war.

Ihre Vorliebe für Ruinen war noch gestiegen und da die Eltern häufig Besuch von den benachbarten Villen bekamen, so hatte sie keine Beschäftigung und sie äußerte zuweilen den Wunsch, sich Paolo anzuschließen.

Der Fürst hatte nichts dagegen einzuwenden, und so geschah es oft, daß sie beide einen Esel bestiegen und zusammen in den Bergwald ritten.

Eines Tages ritten sie hinauf nach Rocca di Papa, wo der bei den Römern so beliebte feurige Wein wächst. Eine halbe Stunde oberhalb der Villen Mondragone und Rufinella führte ein schattiger Weg nach Tusculum, jener uralten Stadt, welche der Sage nach von Telemach, dem Sohne des Odysseus, gegründet sein soll. Von der Stadt ist jetzt nichts mehr vorhanden; nur einzelne Trümmer und Steinhäufen geben Zeugnis, daß hier in einer längst vergangenen Zeit sich Menschen und Wagen wie in Rom und anderen Städten drängten.

Marietta hielt bei Eingang in die tote Stadt ihren Esel und sprach: „Paolo, ich habe gern, wenn die Steine lebendig sind, damit sie die Sprache des Altertums zu uns reden; aber keines von uns beiden weiß, was sie zu bedeuten haben. Geh’ und suche einen Führer, der mit den Dingen bekannt ist.“

Die Gegend war einsam und es war nicht leicht, einen Führer zu finden, wenn er nicht weit zurückreiten wollte. „Vielleicht sind Holzhauer im Walde,“ dachte er und rief mit lauter Stimme: „Ist jemand da, der uns Tusculum erklären kann?“

Quer durch die Bäume schritt ein Mann mit einer langen Pike, auf deren Spitze ein spitzes Stück Eisen steckte; über den breiten Gürtel ragte der Griff eines langen Messers.

„Mein Freund,“ redete er den Rufenden an, „Du wirst schwerlich jemand finden, der Dir dienen kann; auch würde ich keinem anderen erlauben, mein Gebiet auszubeuten, denn ich betrachte es als mein Recht, die Fremden zu führen, wenn sie gut bezahlen. Kann ich von jetzt bis Mittag vier Scudi verdienen, so bin ich gern bereit, Dir alles zu zeigen, was merkwürdig ist.“

Paolo beschaute sich den Mann vom Scheitel bis zu den Füßen, denn seine Erscheinung flößte ihm kein Vertrauen ein, aber Marietta wurde ungeduldig und rief: „Paolo, wie magst Du um die paar Scudi feilschen! Der Mann muß ja auch leben.“

Der also Protegierte warf dem Diener einen spöttischen Blick zu, und ohne ihn weiter zu beachten, begab er sich neben Mariettas Esel und

sprach: „Mein Fräulein, Sie haben wohl gethan, meine Hilfe nicht zurückzuweisen, denn ich kenne in dem alten Tusculum jeden Stein. Schauen Sie umher, mein Fräulein! Wer es nicht weiß, sollte wahrlich nicht auf den Gedanken kommen, daß hier eine Stadt gestanden, und doch ist es so. Wo jetzt Dorn und Gras den Boden bedecken, da standen früher Tempel und Häuser, und diesen Weg durch den Wald, auf dem sich jetzt nur selten ein Landmann oder ein neugieriger Reisender zeigt, wimmelte damals von Menschen und prächtigen Karossen. Cicero, von dessen Ruhm die Welt erfüllt ist, wanderte häufig denselben Weg, auf dem wir uns jetzt befinden, und die Vornehmen in Stadt und Land beugten das Haupt vor ihm.“

Alles, was er sagte, verriet, daß er genau Bescheid wußte, aber in seinem Tone und in seinen Blicken lag etwas durchaus Abstoßendes, welches Paolo zur größten Vorsicht gemahnte. Unwillkürlich griff er nach dem Pistol, welches er bei solchen Exkursionen in der Tasche trug und hielt ihn scharf im Auge. Marietta aber sprach ganz unbefangen mit ihm und sie würde sich nicht gescheut haben, mit ihm allein durch den dunkeln Wald zu reiten, denn ihre reine Seele hatte noch keinen Begriff von der Ruchlosigkeit der Menschen.

„Mein Fräulein,“ sagte der Kerl im Verfolge des Gesprächs, „ich setze voraus, daß Sie auch nach Rocca di Papa gehen. Auch dorthin bedürfen Sie eines Führers, und ich bin gern bereit, Ihnen für weitere vier Scudi als Wegweiser zu dienen.“

„Es ist eigentlich nicht meine Sache, mit Ihnen zu unterhandeln,“ antwortete Marietta; „Paolo muß es thun, und wenn Sie mit ihm reden, so wird er ohne Zweifel geneigt dazu sein.“

„Nun?“ fragte der Führer in einem Tone, der mehr nach dem Messer, als nach guten Absichten klang.

„Erst Tusculum,“ entgegnete Paolo, „dann aber werden wir sehen, was sich weiter thun läßt.“

Der Führer schüttelt sehr energisch mit dem Kopfe und gab dadurch zu verstehen, daß er durchaus nicht gewillt sei, sich in lange Unterhandlungen einzulassen.

Sie gelangten jetzt an ein Gemäuer, welches rechts in der Tiefe lag und noch wenig aufgedeckt war, an dessen Formen man aber sehr gut erkennen konnte, daß es ehemals ein Amphitheater gewesen. Der Führer nannte es mit dem dort landläufigen Namen: „Schule des Cicero“ (Scuola di Cicerone), wußte aber wenig oder vielmehr nichts davon zu sagen, denn damals hatte die Ausgrabung erst kürzlich stattgefunden, und da die Gelehrten noch nichts festgestellt hatten, so war auch der Volksmund noch frei von den

Sagen, die sich leicht um einen geschichtlichen Kern herum bilden.

Marietta blieb lange bei den Trümmern stehen. „Das kann die Schule des Cicero nicht gewesen sein,“ sagte sie, „denn die sämtlichen Erhöhungen des Bodens, welche jetzt mit Gras und Stauden bewachsen sind, deuten auf ein Amphitheater hin.“

Beim Weitergehen stießen sie auf einen schnurgeraden, an beiden Seiten mit Mauern eingefassten Gang, den der Führer das Forum nannte und hinzufügte, daß auf beiden Seiten Tempel und Bildsäulen gestanden hätten. Marietta betrachtete sich die Lage und die Mauerreste sehr aufmerksam, und als sie unter den immergrünen Eichen hindurchritt, nickte sie dem Führer zu und sprach: „Du hast recht; es ist so gewesen, und hier hat sich der Hauptmenschentum von Tusculum ergossen.“

Ganz entzückt war sie aber, als sich am Ende des Forum ihren Blicken das ausgegrabene Theater darbot. Die Fundamente und die Sitze bestanden aus schweren Steinblöcken, die einerseits der Verwitterung trotzten und andererseits wegen ihrer Schwere nicht leicht weggeschleppt werden konnten. Das Theater von Tusculum hat deshalb auch die Stadt überdauert, und ist eines der besterhaltensten Monumente des Altertums.

Von hier begaben sie sich zu den Mauerresten, welche von der einstigen Villa des Cicero noch übrig geblieben. Marietta hatte eben erst seine Lebensbeschreibung gelesen und war deshalb nicht wenig von den Ruinen, an denen man noch einzige Zimmer erkennen konnte, entzückt. Sie verfolgte in Gedanken seinen Lebensgang und stellte sich im Geiste vor, wie er hier von seinen Feinden verfolgt und gräßlich verstümmelt wurde. Zu ihren Füßen blühte im Schutte des Gemäuers eine rote Blume. „Sieht sie nicht aus, als ob sie den Blutstropfen des großen Redners entsprossen wäre?“ sagte sie, und bat den Führer, ihr das Blümchen zu pflücken. Er that es mit einem sarkastischen Lächeln und sprach: „Wenn das Fräulein Gefallen an Blutstropfen hat, so kann ihr diese Freude leicht gemacht werden.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte das Mädchen.

Der Mensch gab keine Antwort, sondern stieß mit seiner langen Pike in das morsche Gemäuer.

„O thun Sie das nicht,“ bat sie, „denn wenn jeder etwas von den Ruinen mit sich fort nimmt, so können die späteren Reisenden nicht mehr sehen, wo der bedeutendste Mann seiner Zeit gewohnt hat.“

Nachdem sie noch die alte Burg besucht hatten, von welcher herab man einen so prachtvollen Blick auf die Gebirge und die Campagna hat, weigerte sich der Führer, weiter zu gehen. „Signora,“ sagte er, „ich habe meine Lunge und

meine Beine gebraucht, und ich hoffe, Sie werden mir statt des ausbedungenen vier Scudi deren acht geben, ohne daß ich den Weg nach Rocca di Papa zu machen brauche.“

„Mein Freund,“ antwortete Marietta, die von allen Menschen und bei jeder Gelegenheit immer das Beste dacht, „Sie scheinen ein armer Mann zu sein, sonst würden Sie nicht so sehr auf eine Bezahlung bestehen, die Ihnen nicht rechtlich zukommt. Nehmen Sie nur,“ fuhr sie fort, indem sie ihre Börse zog und ihm zwei Goldstücke in die Hand legte.

Die Augen des Führers nahmen einen unheimlichen Glanz an, denn er hatte in der Börse noch mehr Gold gesehen und das Verlangen, diesen Schatz zu besitzen, wurde so heftig in ihm, daß er es nicht verbergen konnte. „Mein Fräulein,“ sprach er, „wenn Sie nach Rocca di Papa reiten, so nehmen Sie den Weg durch diese Schlucht, denn hier haben Sie nicht allein Schatten, sondern kommen auch viel früher an.“

Marietta war für den guten Rat dankbar und sie ritten dem Wege nach, wo man zwischen den beiden Gebirgen bei einem Reste der alten Stadtmauer noch einen sonderbar gestalteten Wasserbehälter findet.

„Ich denke, wir lassen die Esel ein wenig traben,“ sprach Paolo, „denn dieser Führer kommt mir wie ein Bandit vor, und wenn mich nicht meine Augen täuschen, so hat er es auf Ihren Geldbeutel und Ihren Schmuck abgesehen.“

Erschrocken schlug das Mädchen mit dem Stecken auf den Esel, und sie trabten, so schnell es die Esel mitthaten, die Wiesenschlucht hinab, bis sie die breite Landstraße erreichten, welche auf der einen Seite nach dem hohen Monte Cavo, auf der anderen nach Rocca di Papa führte.

Hier ließen sie die Tiere wieder langsamer gehen, denn die Straße war von Leuten belebt, welche in die Olivengärten gingen oder solchen, die an der Landstraße in den Vignen und auf den Feldern arbeiteten. Nachdem sie einen flüchtigen Besuch auf dem Monte Cavo gemacht hatten, um die herrlichen Aussicht zu genießen und einen Imbiß bei den Mönchen auf der Spitze des Berges zu nehmen, eilten sie nach dem Felsenste Rocca di Papa hinab. Hier wollten sie einkehren, um sich an einem Schlucke Wein zu stärken, aber zu ihrem Schrecken sahen sie den Wegelagerer hinter den Fenstergardinen.

„Marietta,“ sagte Paolo, „dieser Mensch hat nichts Gutes vor; denn er wollte nicht hierher gehen, und nun ist er doch da. Der Abend ist nicht mehr fern und wir kennen die Wege nicht so genau, als die Eingeborenen. Darum geht mein Rat dahin, daß wir nicht anhalten, sondern in der größten Eile nach der Villa zurückkehren.“

Das erschreckte Mädchen war natürlich zufrieden, denn es sah sich schon in Banden und

Gefangenschaft. Rasch trabten sie deshalb die abschüssige Straße hinab und wählten den breiten Weg, welcher nach Frascati hinab führt. Sie durften hoffen, daß ihnen hier immer Menschen begegneten und daß es der Räuber nicht so leicht wagen würde, sie anzugreifen. Auch die Esel schienen einen Begriff von der Gefahr zu haben, denn sie trabten doppelt so lebhaft als sonst und brauchten gar nicht angetrieben zu werden.

Kaum aber hatten sie den Abhang hinter sich und ritten die fruchtbare Ebene hinauf, von welcher man rechts auf den Höhen die Lage von Tusculum sieht, so gewahrten sie den Räuber, welcher ebenfalls auf einem Esel saß und quer durch die Felder ritt, um sie zu erreichen.

Paolo wollte zeigen, daß er auf einen Angriff vorbereitet sei. Er zog sein Pistol aus der Tasche und hielt sie dem Räuber entgegen. Dieser that dasselbe und ließ sich übrigens nicht aufhalten.

Glücklicherweise kamen in diesem Augenblicke Landleute, welche mit leeren Wagen nach Frascati fuhren. Bei ihrem Anblicke machte sich der Strolch auf die Seite.

„Nehmt euch vor dem ihn acht,“ sagten die ehrlichen Bauern, „denn er macht sich ein Geschäft daraus, die Reisenden zu berauben, und es kommt ihm nicht darauf an, ob ein Menschenleben dabei zu Grunde geht.“

„Wie heißt er?“ fragte Paolo.

„Man darf sich den Mund nicht verbrennen,“ gaben sie zur Antwort; denn sie fürchteten seine Rache.

Der Räuber kam nicht wieder zum Vorschein, und sie erreichten ungefährdet die Villa, wo den ganzen Abend von dem Abenteuer gesprochen wurde.

Sie hatten keine Idee davon, daß der gefährliche Mensch sich zu ihren Seiten im Gebüsch gehalten und die Villa auskundschaftet hatte. Schon dunkelte es, als er zurückritt und zu sich selbst sprach: „Ich werde das Haus bewachen und die Gelegenheit abpassen, wo das Püppchen wieder hinauszieht, um nach Alkertümern zu forschen. Der Fürst hat Geld genug und er wird gern eine große Summe geben, um sein Kind zurückzuerhalten.“

V

Der Vorfall erregte in der fürstlichen Familie großes Aufsehen, und Marietta durfte ohne bewaffnete Bedeckung und ohne das Fürstenpaar keinen Ausflug mehr machen, besonders nicht in die bewaldeten Gebirge. Sie selbst war vorsichtig und wagte sich nur wenige Schritte außerhalb der Villa. Wenn sie morgens nach Frascati in die Messe ging, wurde sie stets von zwei Dienern begleitet. Nach und nach aber kam der Vorfall

in Vergessenheit und die Aufsicht wurde weniger streng. Eines Tages, als sie wegen heftiger Kopfschmerzen ihre Eltern nicht begleiten konnte, blieb sie in der Villa zurück. Da ihr die Luft in den Zimmern sehr drückend wurde, so erging sie sich draußen unter den Bäumen des Parks, wo sie noch kurz vor der Dämmerung von der Dienerschaft des Hauses gesehen wurde.



Bald nachher kam das Fürstenpaar von seinem Ausfluge zurück und fragte gleich nach Marietta.

„Ich habe sie noch vor wenigen Augenblicken im Parke gesehen,“ gab die Kammerfrau Sabina zu Antwort. Paolo, der mit auf dem Ausfluge gewesen war, eilte sogleich hin und suchte nach ihr. Da er sie nicht sogleich fand, rief er sie laut mit Namen, erhielt aber keine Antwort. Da überfiel ihn eine tödliche Angst, denn er dachte sogleich an den verdächtigen Menschen von Tusculum. Nachdem er seine Stimme bis zum Schreien erhoben hatte und keine Antwort erhielt, eilte er in die Villa zurück und theilte der Herrschaft seine Befürchtungen mit. Sie erschrecken nicht wenig, und der Fürst gab sogleich Befehl, daß der Park und die Umgebung der Villa mit Lichtern und Laternen durchsucht würden.

Alles stürzte zu den Lichtern, und schnell waren die Richtungen, in denen sie sich bewegen sollten, verteilt. Fürst Leo stellte sich selbst an die Spitze einer Gruppe, welche nach Tusculum zu den Berg bestieg. Sie leuchteten überall im Walde umher und kamen an die sämtlichen Stätten, wo Marietta früher gewesen war, aber sie fanden nicht die mindeste Spur von dem

Mädchen.

Paolo, dem das Verschwinden seines Kindes sehr zu Herzen ging, gab den Rat, auch noch die Gegend von Rocca di Papa abzusuchen, und so irrten sie durch das Gebirge umher, bis der Morgen kam; aber Marietta wurde nicht gefunden.

Die Kunde von dem Verschwinden des Mädchens hatte sich natürlich sehr schnell in der ganzen Gegend verbreitet; die Gerichte und die Polizei waren auf den Beinen, und es blieb nichts unversucht, um der Verlorenen habhaft zu werden. Mehrere Tage waren schon vergangen und noch immer keine Spur. Fürst Pimelli schrieb Belohnung auf Belohnung aus, und es waren Tausende von Menschen, die sie gern verdienten, aber nach wie vor blieben alle Bemühungen ohne den geringsten Erfolg.

Am sechsten Tage steckte Paolo ein gutes Pistol und mehrere Messer zu sich und begab sich ohne Vorwissen seiner Herrschaft noch einmal auf die Suche. Um nicht erkannt zu werden, hatte er sich durch Haar, Bart und Kleidung unkenntlich gemacht. In Frascati mietete er ein Maultier, welches stark und flink war, und trabte zunächst nach Rocca di Papa, wo ihn die Bauern gewarnt hatten und wo er den vermutlichen Räuber in einer Locanda gesehen.

Hier kehrte er ein, denn er hoffte den Wirt auf seine Seite zu bekommen und dadurch den Aufenthalt des Räubers zu erfahren.

Zu seiner Verwunderung, fast zu seinem Schrecken fand er gleich beim Eintritte den Mann, welchen er suchte. Er saß am Tische und kritzelte langsam und mühsam einen Brief, während der Wirt neben ihm saß und das Geschriebene las.

Paolo war versucht, sich sofort auf den Banditen zu stürzen und sich seiner zu bemächtigen; aber er konnte deutlich wahrnehmen, daß die beiden Männer im Einverständnisse waren, und mit zweien wollte er es nicht riskieren, da jeder einzelne ihm an Körperkräften weit überlegen war.

Die Anwesenheit eines dritten schien den beiden nicht angenehm zu sein; denn sie schauten bald ihn, bald sich untereinander mit mißliebigen Blicken an und schienen ihn hinausweisen zu wollen; aber er war Gast und saß bei seiner Flache, wie konnten sie ihm das Haus verbieten?

Endlich schienen sie ein Mittel gefunden zu haben; der Bandit stand vom Tische auf, trat dicht vor ihn hin und sagt in französische Sprache: „Mein Freund, wenn ich mich nicht irre, habe ich Sie schon in Paris gesehen.“

Welch ein glücklicher Umstand, daß Paolo bei einem in Rom wohnenden Franzosen Bedienter gewesen war und die Sprache gut verstand. Fast hatte er sich verraten und Antwort gegeben,

aber es fiel ihm noch zu rechten Zeit ein, daß die Schurken nur sehen wollten, ob er imstande sei, ihre Gespräche zu verraten. Er starrte ihn deshalb nur an und zuckte mit den Schultern, um anzudeuten, daß er ihn nicht verstehe.

„Wie?“ sagte der Bandit, „Sie sind ein Fremder und können nicht einmal Französisch? Woher kommen Sie denn?“

Paolo zuckte abermals die Schulter.

„Also Sie können kein Französisch?“ fragte der Mensch nun in italienischer Sprache.

Paolo lächelte und gab zur Antwort: „Woher sollte ich's gelernt haben? War das französisch, was Sie eben redeten? Nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Herr, aber ich finde es sehr lächerlich, daß jemand solche Töne von sich giebt und es für eine Sprache ausgiebt. Ich wette, daß in ganz Rocca di Papa kein Mensch ist, der sich etwas darunter denken kann.“

Der Bandit ging zu dem Wirte zurück, und indem er sich abermals der französischen Sprache bediente, sagte er: „Dieser Stockfisch wird uns sicherlich nicht verraten. Also, damit wir ganz einig sind und keinen Fehler machen: Du bringst heute den Brief auf die Post und ich begeben mich morgen Mittag nach Rom, um bei der Bank das Geld zu erheben.“

„Ganz schön,“ antwortete der Wirt; „ich denke aber, daß wir die Rollen umtauschen; Du bringst den Brief fort und ich empfangen das Geld.“

„Nichts da,“ schrie der Bandit; „ich hole das Geld und kein anderer. Du wirst mich doch für ehrlich genug halten, daß ich da Geld mit Dir teile.“

„Nun, was die Ehrlichkeit angeht, so habe ich schon böse Stückchen von Dir gehört, aber ich fürchte selbst nicht, daß Du Deinen langjährigen Freunde betrügst. Also wann lege ich den Brief auf die Post?“

„Nicht eher, bis die Leute zu Bette gegangen sind, und auch nicht hier, sondern in Frascati, damit man auf unser Felsenest keinen Verdacht wirft. Der Brief wird dann früh ausgegeben, und der Fürst Pimelli erhält ihn schon beim Frühstück.“

„Ja freilich, wenn alles so geht, wie Du es Dir vorstellst; aber die Sache kann auch anders kommen; denke Dir nur den Fall, Pimelli wollte lieber das Mädchen im Stiche lassen, als das Geld zu opfern?“

„Ah bah, das ist nicht denkbar. Wenn wir beide uns auch wenig aus Kindern machen, so sind doch solche Leute anders gesinnt. Er wird den Brief mit klopfendem Herzen lesen, und wenn er sieht, daß ich dem Kinde die Nase abschneiden will, wenn er nicht zahlt, so wird er die Hand gleich in die Tasche stecken.“

„Aber, mein Freund, gesetzt den Fall, er legt

das Geld wirklich in die Bank, wird er nicht ein Heer von Wächtern aufstellen, welche den Abholer fesseln und in die Bande schlagen?“

„Er wird das vielleicht versuchen. Lieber Freund, aber Du kannst mir schon zutrauen, daß ich mich nicht so leicht fangen lasse; ich bin in solchen Dingen kein Neuling, und habe schon manchem in ähnlichen Sachen eine Nase gedreht. Ich hoffe, daß Kind ist gut verwahrt,“ fügte er hinzu.

„So gut,“ antwortete der Wirt, „daß es sich tot schreien könnte, ohne daß irgend jemand einen Laut von ihm hört.“

„Im Keller?“

„Nein, das wäre zu gefährlich. Drüben im Berge. Dort ist es so sicher, wie im Hochaltar des Domes.“

Der Bandit ging ans Fenster und schaute nach dem gegenüberliegenden Felsen. „Esel,“ schrie er, „es ist ja nicht einmal ein Schloß an dem Thore.“

„Selbst Esel! Wenn ich ein Schloß anlegte, so würde jeder denken, daß ich etwas zu verbergen habe. Die Leute von Rocca di Papa sind eben auf alles aufmerksam und man muß ihnen nur keine Handhabe zum Nachdenken geben. Aber eine Frage, mein Freund, gesetzt den Fall, der Fürst wäre gleich bei der Hand, zu zahlen, wer würde den Mut haben, ihm das Mädchen zu zuführen? Ich nicht!“

„Ei, du Töpel! Es wäre doch nichts einfacher. Man bringt es bei Nacht in die Nähe der Villa, so wird es den Weg schon allein finden.“

„Aber ich will persönlich nichts damit zu thun haben.“ „So,“ sprach der Räuber in gedehntem Tone. „also für ein paar Tage und Nächte, die Du das Mädchen in Deinen Bergkeller sperrst, verlangst Du die Hälfte einer großen Summe. Ich habe es also mit einem wirklichen Banditen zu thun. Per Corpo di Bacco, gib mir das Mädchen wieder heraus; ich werde schon jemand finden, der für eine geringere Summe bereit ist.“

„Nicht gleich alles auf die Spitze treiben,“ sprach der Wirt kleinmütig; „man wird doch seine Bedenken äußern dürfen. Laß das Mädchen nur hier; ich werde alle Deine Aufträge ausführen; aber vergiß nicht, daß der Arbeiter auch seines Lohnes wert ist.“

„Ich muß wieder fort,“ sprach der Bandit, „denn ich habe heute Nacht noch ein Geschäft vor, und es ist ziemlich entlegen von hier. Von dort gehe ich direkt nach Rom, um das Geld in Empfang zu nehmen. Es ist mir lieb, wenn Du mich übermorgen gegen Mittag in der kleinen Osteria vor der Porta Popolo erwartest. Dort können wir unser Geldgeschäft gleich in Ordnung machen.“

Der habgierige Wirt war damit einverstanden. Der Brief wurde geschlossen und adressiert und

in Ermangelung eines Petschafts mit dem Daumen gesiegelt. Jetzt erhob sich der Bandit rasch und ging hinaus. Einen Augenblick blieb er bei dem Maultiere Paolos stehen, und schien nicht übel Luft zu haben, mit demselben davon zu reiten; aber Paolo hatte seine Absicht gemerkt und war gleich hinter ihm her.

Nachdem er noch einen Blick auf den Felsenkeller geworfen hatte, schwang er sich in den Sattel und nahm die Straße nach dem Monte Cavo, denn er mußte irgendwo bleiben; bis zum Abende, und in Rocca di Papa würde sein langer Aufenthalt Aufsehen erregt haben. Außerdem bedurfte er, um in dem Felsenkeller zurecht zu kommen, einer Laterne, und die hoffte er bei den Mönchen auf dem Berge zu erhalten, ohne daß man ihn nach dem Gebrauche fragte.

Rasch trabte er aufwärts an dem Krater vorüber zu dem Wege, welcher erst über eine Wiese und durch das Gehölz bis zu der antiken Straße Via triumphalis führt. Das Maultier mäßigte hier seinen Schritt, denn die groben, unförmlichen Quadern waren sehr glatt und der Weg ging ziemlich steil zwischen den Bäumen hindurch.

Oben angekommen setzte er sich unter den großen, mit eisernen Bändern gebundenen Baum und überdachte, wie er die Rettung seines Kindes bewerkstelligen wolle. Nachdem er den Plan festgestellt hatte, begab er sich in das Passionistenkloster und ließ sich bei dem Prior melden. Dieser empfing ihn mit zuvorkommender Freundlichkeit und fragte nach seinem Begehren.

„Ehrwürdiger Vater,“ sprach er, „ohne Zweifel werden Sie davon gehört haben, daß die Tochter des Fürsten Pimelli auf eine geheimnisvolle Weise verschwunden ist. Alle Nachforschungen sind bisher vergebens gewesen, aber ich glaube jetzt, die Spur derselben aufgefunden zu haben. Wenn es dunkelt, will ich den Versuch machen, sie zu befreien. Wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben, mir eine kleine Laterne zu leihen, die ich unter dem Rocke verbergen kann?“

„Mit Vergnügen, mein Sohn; aber ich erlaube mir die Frage, ob Du bewaffnet bist und Dich stark genug fühlst, es mit einem wahrscheinlich sehr verwegenen Menschen aufzunehmen?“

„Ehrwürdiger Vater, ich bin auf alles gefaßt, und da mir das Kind sehr lieb ist, so werde ich meinen letzten Blutstropfen daran wenden, um ihm die Freiheit wieder zu geben.“

„Brav, mein Sohn,“ antwortete der Prior; „es steht einem Diener schön an, wenn er im Dienste seines Herrn mit mutiger Hand die volle Treue bewahrt.“

Paolo wanderte auf dem Hügel und in dem nahen Gehölz umher bis der Abend kam, dann bestieg er sein Maultier und begab sich hinab nach

Rocca di Papa. Noch saßen die Leute vor den Thüren und in einigen Häusern brannte Licht. Er ritt deshalb sehr langsam weiter; vor der Locanda hielt er einen Augenblick an, um nachzusehen, ob der Wirt schon auf dem Wege nach Frascati sei. Er war noch zu Hause; Paolo konnte deutlich bemerken, wie er mit dem Lichte in der Hand aus der Stube in die Küche ging. Da ritt er rasch hinunter, bis er an eine Gruppe von tieferabhängenden Olivenbäumen kam; hier band er sein Tier an einen der Stämme und lauschte, denn der Wirt mußte hier vorüberkommen.

Fast eine halbe Stunde wartete er, da hörte er einen schnellen Schritt, und bei dem schwachen Mondenschimmer konnte er deutlich erkennen, daß es der Wirt war. Dieser eilte ahnungslos vorüber, um seinen Brief an Ort und Stelle zu bringen.

Nun stieg Paolo wieder den Hügel hinan und hatte bald das Thor des Felsenkellers erreicht. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß kein Lauscher in der Nähe war, öffnete er es, trat in den Keller und zog es wieder hinter sich zu. Er blieb stehen, lauschte mit zurückgehaltenem Atem und rief leise: „Marietta!“ Er bekam keine Antwort. Da zündete er seine Laterne an und gewahrte, daß er sich in einem jener hohlen Räume befand, die zuweilen in der fließenden Lava entstehen.

Schon hatte er etwa hundert Schritte in der sich hin und her windenden Lavaader zurückgelegt, als er dumpfes Schluchzen vernahm. Mit einem Dank gegen Gott ging er weiter und kam nach einer kurzen Wanderung an das Ende der Höhle. Hier lag das arme Mädchen auf dem Boden, am Halse und an den Füßen an einen Pfahl festgebunden. Neben ihm lag ein großer Wasserkrug und ein Brot.

Paolo stieß einen Freudenruf aus und schnitt sogleich die Stricke entzwei, mit denen es gefesselt war. Marietta hatte anfangs geglaubt, es sei ihr Wächter; als sie aber jetzt dem treuen Paolo in das hellbeleuchtete Gesicht schaute, da flog sie empor und ihm in die Arme.

„Mein Kind,“ flüsterte der glückliche Paolo, „Gott hat mich zu Deiner Rettung gesandt, aber noch sind wir nicht in Sicherheit. Wenn Dir Dein Leben lieb ist, so gieb keinen Laut von Dir, bis wir in der sicheren Villa angekommen sind.“

Sie drückte sich fest an ihn und schwieg. Er aber trug sie auf den vor Freude zitternden Armen bis an das Thor. Hier löschte er sein Licht, schloß das Thor wieder, und trug sie vorsichtig die steile Straße hinab bis unter die Olivenbäume, wo das Maultier noch geduldig harrte. Er schwang sich in den Sattel, nahm das Mädchen vor sich und sprengte von dannen. Auf dem halben Wege zwischen Rocca di Papa und Frascati kam ihnen ein Mann entgegen welcher

sich zu wundern schien, daß sich noch so spät ein Reiter auf der Landstraße zeigte. Paolo erkannte ihn wohl, aber er hielt sich keinen Augenblick auf, sondern eilte weiter.

Das arme geängstigte Mädchen hatte sich bisher getreu an Paolos Vorschriften gehalten und kaum geatmet; als sie aber der Villa immer näher kamen, da konnte sie ihren Jubel nicht länger zurückhalten. Sie richtete sich in den Armen Paolos empor und that einen lauten Freudenschrei.

In der Villa war noch Licht, denn seit dem Verschwinden Mariettas wachte das betrubte Fürstenpaar halbe Nächte; auch jetzt waren sie noch zusammen in dem großen Salon und man konnte sehen, wie sie mit hängenden Köpfen hin und her wanderten.

Mariettas Schrei mußte gehört worden sein, denn man sah, wie die Wandelnden still standen und nach dem Fenster schauten. „Vater, Mutter!“ Vater, Mutter!“ rief Marietta im Übermaße der Freude.

Da stürzten sie beide aus dem Zimmer, eilten die Treppe hinab und begegneten der geretteten Marietta auf der Terrasse. Wie sie sich da in die Arme flogen, wie sie sich küßten und die Hände drückten, ohne noch Worte finden zu können!

Die Fürstin brannte vor Verlangen, zu erfahren, wo Marietta gewesen sei und wie es ihr ergangen. Das Kind und Paolo mußten ihnen in das Speisezimmer folgen, wo noch die Reste der gestrigen Mahlzeit standen. Marietta griff gleich zu und sprach: „Ein paar Bissen nur, dann erzähle ich!“

Nachdem sie den Heißhunger gestillt hatte, begann sie: „Als ihr mich hier zurück ließt, war ich nicht wohl. Vor heftigen Kopfschmerzen konnte ich es in den Gemächern nicht aushalten, deshalb begab ich mich in den Park, um frische Luft zu haben. An eine Gefahr dachte ich hier am allerwenigsten und so erging ich mich in der angenehmen Abendkühle. Da fühlte ich mich plötzlich von hinten ergriffen, und ehe ich noch schreien konnte, war mir der Mund mit einem Tuche verstopft, die Hände auf dem Rücken gebunden. Ein Mann mit einem tief ins Gesicht gedrückten Hute stand vor mir und sprach: Dein Leben steht in meiner Hand; der geringste Versuch, Dich zu befreien, ist Dein Tod. Wenn Du Dich aber ruhig und vernünftig verhältst, so soll Dir nichts geschehen, denn es geht mir nur darum, von Deinem Vater eine große Summe Geldes zu erpressen. Wir armen Leute müssen sehen, wie wir durchkommen, und den Riechen schadet es nichts, wenn ihnen ein wenig zur Ader gelassen wird.“

Antworten konnte ich nicht, denn das Tuch verhinderte mich am Sprechen, aber ich erkannte den Menschen sofort. Es war der Mann, wel-

cher uns die Ruinen von Tusculum erklärt hatte. Er nahm mich auf seine Schultern und trug mich bis zum Ende des Parkes. Hier stieg er mit mir über die Mauer und trug mich kreuz und quer durch den Wald. Es ging immer im Zickzack und wie es mir schien zuweilen auch im Kreise, damit ich den Weg nicht wieder erkenne.

Wir mochten etwa eine Stunde umhergewandert sein, da befanden wir uns in einer tiefen Schlucht. Hier setzte er mich nieder und band mir die Füße zusammen, daß ich nicht entlaufen konnte: dann legte er sich nieder und schlief. Ich war in tödlicher Angst und weinte unaufhörlich, aber ich mäßigte meine Stimme so viel ich konnte, um nicht von ihm ermordet zu werden. Die Nacht schien mir ewig lang. Endlich ging die Sonne auf und ich sah, daß die Felsen steilrecht über meinem Haupte emporstiegen und oben so nahe zusammenstießen, daß sie dem Lichte nur eine schmale Spalte übrig ließen.

Der Räuber schlief noch immer; als er endlich erwachte, nahm er mir das Tuch aus dem Munde und sprach: So, nun magst Du Luft schöpfen und wenn es Dir gefällt, auch schreien; wir sind so weit von Menschen entfernt, daß Dich doch niemand hört.

Ihr könnt euch meine Angst denken, denn ich sah jetzt, wie der Mensch mit Pistolen und Dolchen bewaffnet war. Er konnte mich töten, ohne daß es jemand gewahr wurde.

Mein Püppchen, sprach er nach einer Weile, ich brauche Geld, viel Geld, und Dein Vater muß es mir geben. Sollte er es zum ersten Male verweigern, so werde Dir die Nase abschneiden. Wenn es zum zweiten Male geschieht, so töte ich Dich. Sei also vernünftig und schreibe Deinem Vater, wie die Sachen liegen. Hier ist Schreibzeug.

Er holte aus einer Ledertasche einen zerknitterten Papierbogen und reichte mir einen Bleistift. Hastig ergriff ich beides und flehte euch in der Angst meines Herzens an, mich um jeden Preis zu retten. Als ich fertig war, riß er mir das Papier aus der Hand und las es durch. Der Inhalt schien ihm zuzusagen und er faltete es zu einem Briefe zusammen, aber plötzlich wurde er anderen Sinnes und sprach: Der Teufel kann euch reichen Leuten trauen! Wer bürgt mir dafür, daß Du nicht eine künstliche Buchstabenstellung gemacht hast, aus der sie Deinen Aufenthaltsort erkennen können!

Er riß das Papier in kleine Stücke und warf die Fetzen umher, indem er sprach: Sie mögen noch etwas zappeln, damit sie recht kirre werden. Das Schreiben aber will ich selbst besorgen!

In dem Felsen waren überall von der Natur gebildete, kellerartige Vertiefungen. Er schob mich in eine derselben hinein und sprach: Ich gehe jetzt weg, um Speise und Trank für Dich zu ho-

len.

Schon machte er sich auf den Weg; da hörten wir Stimmen über unseren Köpfen. Mit einem raschen Sprunge war es an meiner Seite und steckte mir einen Ballen in den Mund, so daß ich weder sprechen, noch schreien konnte.

Die Stimmen da oben wurden lauter und wir konnten deutlich sehen, wie zwei Köpfe an der Ritze erschienen.

Das ist eine furchtbar tiefe Höhle, sagte der eine; wir wollen doch hinabsteigen und uns dieselbe ansehen.

Der Bandit machte sich sogleich schußbereit und murmelte: Kommt nur; ich werde die Höhle zu euerem Grabe machen.

Die andere Stimme gab zur Antwort: Wenn Du hinabsteigen willst, so magst Du es thun; ich aber bleibe hier oben, denn ich fürchte, in dem Loche sind Schlangen und wer weiß, was für Dinge. Hier oben im hellen Sonnenlichte sind meine Knochen jedenfalls in größerer Sicherheit.

Die beiden Männer stritten noch eine Weile hin und her; endlich gingen sie doch fort, ohne die Schlucht zu betreten.

Mein Täubchen, sprach der Bandit, ich kann Dich jetzt nicht allein lassen. Es könnten noch andere Leute hierher kommen. Du mußt also Deinen Hunger bezwingen, bis ich Dich heute Nacht an einen anderen Ort bringe.

Den Tag über wachte er aufmerksam, daß niemand das Versteck betreten konnte. Zuweilen lüftete er mir das Tuch, nahm es aber niemals ganz fort und ich litt von Hunger und Luftmangel entsetzliche Not. Sobald die Nacht eingebrochen war, nahm er mich auf die Schultern und trug mich weg, wohin kann ich nicht sagen, denn er verband mir die Augen. Fast jede Nacht war ich an einem anderen Orte, aber ich weiß nicht wo, denn die Binde wurde mir nur von den Augen genommen, wenn es stockfinster war. Meine Nahrung bestand aus Brot und Wasser. Ich rührte beides nur beim äußersten Hunger und Durste an, aber zuweilen mußte ich doch davon nehmen. In meiner Verzweiflung dachte ich gar nicht mehr an Rettung, sondern machte mich schon aufs Sterben gefaßt, da aber kam zu meiner unaussprechlichen Freude der gute Paolo.“

Tausend Fragen kreuzten sich noch, endlich war das Thema erschöpft, und nun mußte auch Paolo erzählen, wie er den glücklichen Wurf gethan. Er that es mit aller Bescheidenheit. Als er geendigt hatte, drückte ihm der Fürst die Hand und sprach: „Für den großen Dienst kann ich Dir niemals genug danken. Nimm einstweilen die Versicherung, daß es Dir bis an das Ende Deines Lebens an nichts gebrechen soll.“

Auch die Fürstin dankte ihm mit liebevollen Worten, und Marietta wurde nicht müde, ihn ihren lieben Paolo zu nennen. Es war fast Morgen,

als sie ihre Schlafstätten aufsuchten, um noch ein wenig Ruhe zu genießen. Paolo aber lag wach in seinem Bette und konnte sich in seine sonderbare Lage nicht finden. Es freute ihn allerdings, daß er dem Fürstenpaare einen großen Dienst erwiesen, aber konnte er eigentlich eine Belohnung dafür annehmen? War es nicht sein eigenes Kind, das er gerettet hatte? Und machte er sich nicht einer fortwährenden Sünde schuldig, indem er ihren Ursprung verheimlichte? Dazu kam die immer wiederkehrende Gewissensangst wegen des Mordes, und sein Herz sträubte sich dagegen, aus den Händen der guten Menschen, denen er den Vater ermordet hatte, Wohlthaten anzunehmen.

In stets wachsender Unruhe verbrachte er die Nacht, und der Morgen fand ihn im Schweiß gebadet auf dem Pfühl. Hin und her erwägend kam er bald auf diesen, bald auf jenen Gedanken. Um wenigstens einer Täuschung los zu werden, hielt er es für gut, dem Fürsten zu sagen, daß Marietta sein Kind sei; aber wenn er es that, konnte sie denn der Fürst noch bei sich behalten? Es war nicht möglich. Er mußte sie vielmehr aus dem Palazzo entfernen; vielleicht ging er sogar dazu über, sie zu verstoßen und mit ihrem Vater der Not und dem Elende preiszugeben. Er konnte das dem Kinde gegenüber nicht verantworten.

Der andere Gedanke, welcher schon hundertmal in ihm aufgestiegen war, nämlich sich als Mörder des alten Fürsten zu bekennen, wurde ebenfalls verworfen, denn wozu konnte es nutzen, die Familie von neuem in Leid und Kummer zu versetzen? Ein anderer Umstand fiel noch gewichtiger in die Wagschale. Es war nämlich nicht unmöglich, daß Mariettas Geburt auch ohne sein Zuthun einmal an den Tag kam, dann aber stand sie als die Tochter eines Raubmörders da und war ihr ganzes Leben gebrandmarkt. Von solchen und ähnlichen Erwägungen hin und her getrieben, ward ihm das Leben fast zur Last, und er würde es mit Freuden begrüßt haben, wenn eine schwere Krankheit ihn aus diesem Leben hinweggenommen. Mehr als einmal war er mit der festen Absicht umgegangen, sich selbst zu entleiben, aber die Rücksichten auf sein Kind überwogen stets, und so mußte er wider Willen sein Leben dahinschleppen.

Als er hinabging, wurde er von Bonella, Sabina und der übrigen Dienerschaft mit großem Jubel empfangen. Alle huldigten ihm als ihrem Wohlthäter, denn durch ihn hatten sie ja das lebenswürdige Fräulein wieder erhalten.

VI

In der großen Laube vor der Terrasse war das Frühstück aufgetragen; es hatte dem Fürsten-

paare und Marietta lange nicht so vortrefflich geschmeckt, als heute. Da wurde am äußeren Eingangsthore die Klingel gezogen, und Paolo begab sich dorthin, um zu öffnen. Es war der Postbote, welcher einen Brief durch die eisernen Gitter steckte und sich wieder entfernte. Paolo warf einen Blick auf das mit dem Daumen aufgedrückte Siegel und lächelte. Rasch eilte er in die Laube und überreichte den Brief dem Fürsten. Dieser nahm einigen Anstand, ihn zu öffnen, denn das Papier war voll von Schmutz und Flecken. Die Neugierde aber trug den Sieg davon.

Als er ihn geöffnet und durchgelesen hatte, that er einen fröhlichen Blick auf Marietta und sprach: „Gott sei Dank, daß dein Nase außer Gefahr ist.“

Der Brief aber lautet folgendermaßen: „Signore, derjenige, welcher diesen Brief schreibt, hat sich Ihres Kindes bemächtigt, um von Ihnen ein anständiges Lösegeld zu erhalten. Das Mädchen ist unter Brüdern seine fünfzigtausend Lire wert, und nur zu diesem Preise werden Sie es unversehrt wieder erhalten. Benachrichtigen Sie also im Angesichte dieses Briefes Ihren Banquier Giorgio Melio auf dem Corso, daß er ohne Verzug fünfzigtausend Lire an denjenigen Mann auszahlen soll, der dieselben als Belohnung für geleistete Dienste verlangt. Sollten Sie einen Tag zögern, so entnehme ich daraus, daß Sie nicht zahlen wollen, und ich werde Ihrem Töchterchen sofort die Nase abschneiden.“

Am zweiten Tage steigt meine Forderung auf hunderttausend Lire, und wird diese ebenfalls nicht befriedigt, so wird eich Ihr Kind Gnade und Barmherzigkeit töten.

Zur Warnung füge ich noch hinzu: Hüten Sie sich wohl, diesen Brief der Polizei auszuliefern, denn unter den Beamten habe ich meine besten Freunde. Übrigens, Signore, würden Sie meiner Rache nicht entgehen, denn ohne daß Sie es wissen und merken, werden Sie auf jedem Schritte beobachtet, und es sind hundert Dolche bereit, Sie niederzustößen, wenn Sie den Versuch machen, mir Unannehmlichkeiten zu bereiten.“

Damit schloß der Brief. Keiner zweifelte, daß der Bandit sein Wort gehalten haben würde, und sie fühlten sich deshalb doppelt glücklich in Mariettas Wiederbesitz. Die Fürstin war sogar der Ansicht, man solle auch jetzt noch ein Geldopfer bringen, um die getäuschten Hoffnungen des Räubers nicht in Rache umzuwandeln; aber der Fürst war anderer Meinung. „Man darf das Laster nicht unterstützen“, sagte er, „sondern man muß es auf Schritt und Tritt verfolgen, um es zur Strafe zu ziehen. Paolo soll sofort mit dem Briefe nach Rom, um die nötigen Schritte zur Einfangung der Räuber zu thun. Er ist am besten dazu geeignet, weil er sie beide kennt. Wenn sie die

Entweichung ihrer Gefangenen frühzeitig genug bemerken, so werden sie natürlich nicht kommen und dann ist seine reise vergeblich, aber er soll dann sogleich Anzeige von der Sache machen, damit die Gegend von Soldaten durchsucht und besetzt wird. Eile, Paolo, nimm Dir ein gutes Pferd, denn Du mußt vor dem Banditen in Rom sein.“

Paolo ging in sein Schlafgemach, kleidete sich an und setzte sich dann sogleich zu Pferde. Mit der größten Eile durchsprengte er die Campagna und kam in kürzerer Zeit als jemals vorher in Rom an. Sofort begab er sich zum Corso und überreichte dem Banquier den Brief, zugleich die vom Fürsten erhaltenen mündlichen Erläuterungen hinzufügend.

„Hm,“ sprach der Banquier, „es ist nicht der erste Fall, daß ich bedeutende Summen an solche Banditen bezahlt habe, weil die Bedrohten in der That in großer Lebensgefahr standen, und der Fürst muß wissen, was er thut. Ich an seiner Stelle würde lieber das Geld verlieren, als mich einer so großen Gefahr aussetzen.“

„Ich kann nur thun, was mein Herr mir befohlen,“ antwortete Paolo, „und ich wünsche, daß Sie Anstalten für die Verhaftung des Räubers treffen. Tragen Sie Bedenken, so werde ich selbst gehen.“

Etwas sauerböfisch gab der Banquier zur Antwort: „Wenn es ausdrücklicher Befehl ist, so werde ich dafür sorgen. Sie mögen unterdessen hier warten, damit wir nicht den Falschen in Empfang nehmen.“

Während Paolo wartete, wollen wir uns nach Rocca di Papa zurückbegeben, um zu sehen, was dort geschieht. Der Wirt war, wie wir wissen, dem Paolo auf dem Wege nach Frascati begegnet und hatte auch den Reiter gesehen, aber keine Ahnung davon, daß derselbe in diesem Augenblicke seine Gefangene entführte. In Aussicht des großen Gewinnes fröhlich gestimmt, kehrte er in sein Haus zurück. Ohne ein Licht anzuzünden ging er eine Zeitlang im Zimmer auf und nieder, denn er trug sich mit schweren Gedanken. „Ich kenne diesen Spitzbuben“ murmelte er; „solange er mich nötig hat, bin ich sein guter Freund, und wenn es auf das Teilen des Geldes ankommt, dann macht er allerlei Ausflüchte und hält mich so lange hin, bis er entweichen kann. Das soll ihm aber dieses Mal nicht gelingen. Glücklicherweise habe ich das Mädchen in Haft und er soll es wahrlich nicht zurückhaben, bis er mir die Hälfte des Raubes giebt.“

Um sich das Mädchen zu sichern, holte er ein schweres Hängschloß mit einer dicken Kette, ging hinaus und verschloß damit das Thor zum Felsenkeller. Seine Absicht, noch einmal hinein zu gehen und nach dem Mädchen zu sehen, gab er auf, weil der Nachtwächter gerade von oben

herabkam.

„Ich bleibe besser weg,“ murmelte er, „denn sie hat noch Brot und Wasser für zwei Tage, und es ist nicht gut, wenn mich zu dieser späten Stunde noch jemand am Thor sieht.“

Sorgfältig schloß er ab und ahnte nicht, daß er ein Nichts verschloß. In seinem Herzen jubelte eine wilde Freude, denn er fühlte, daß er über seinen Nebenbuhler triumphieren würde. Ins Haus zurückgekehrt, begab er sich in seine Schlafkammer und zündete Licht an. Über dem Bette hing eine alte verrostete Reiterpistole. Er nahm sie herab und lud sie mit Pulver und Blei; dann holte er aus der Schublade einer Kommode einen langen Dolch. Nachdem er eine Bluse über seine Kleider geworfen und die Waffen unter der Bluse in den Gürtel gesteckt hatte, ging er die Treppe hinauf und trat in ein niedriges Zimmerchen, wo seine Frau schlief. Er rüttelte sie an der Schulter und sprach: „Ich muß nach Rom und werde vielleicht erst spät in der Nacht wiederkommen.“

„Was willst Du in Rom machen?“ fragte sie schlaftrunken. „So viel ich weiß, hast Du keine Geschäfte dort.“

„So viel Du weißt, allerdings, aber Du brauchst auch ja nicht alles zu wissen.“

„Ich möchte, daß es auch kein anderer gewahr würde; denn mir scheint, Du treibst wieder Dinge, die das Licht nicht vertragen können.“

„Hüte Deine Zunge, Weib! Man sucht so gut als möglich durchs Leben zu kommen, und was ich thue, geschieht für Dich mit.“

„Solange es etwas Gutes ist, nehme ich es an, aber an dem Bösen will ich keinen Teil haben.“

Der Wirt gab keine Antwort und ging wieder die Treppe hinab. Da unten zog er seinen Esel aus dem Stalle, setzte sich darauf und lenkte ihn auf die Straße.

Die ungewohnte Stunde sagte dem Eselein nicht zu; es sperrte und setzte sich, aber der Knotenstock seines Herrn brachte es bald zu Raison und es trabte munter die Straße hinab.

Seinen Plan hatte sich der Wirt schon längst zurecht gemacht, aber da ihm die dunkle Nacht wenig Gelegenheit zu sonstigem Denken gab, so überschlug er ihn noch einmal und fand, daß er einen sehr vernünftigen Streich beging, wenn er seinen Mitbruder erschlug und die fünfzigtausend Lire einsteckte. „Auf diese Weise befreie ich die Gegend von dem Banditen,“ schmunzelte er, „schließe ihm wegen gewissen Dingen den Mund und, und – kann nachher ein sehr ehrbarer Mann werden. Das Mädchen läßt sich schon fortschaffen, ohne daß es jemals erfährt, daß es in meinem Felsenkeller zu Rocca di Papa logiert hat. Wenn es sich aber nicht gut bewerkstelligen läßt, so liegt auch nichts daran; es mag meinetwegen in dem Loche umkommen.“

Mit diesen schönen Vorsätzen trabte er weiter, bis das Eselein seine Rast haben mußte. Seitwärts am Wege lag eine verrufene Locanda; nur Leute, welche aus irgend einem Grunde mit dem Gesetze im Streite lagen, kehrten daselbst ein. Wenn ich hinzusetze, daß der Wirt von Rocca di Papa daselbst ein oft gesehener Gast war, so wird, man aus diesem Umstande auf seinen Charakter schließen können.

Er that drei kurze Schläge auf den hölzernen Fensterladen. Sogleich wurde ihm geöffnet.

„Keine Sbirren da?“ fragte der Wirt in einem flüsternden Tone.

„Nein,“ wurde ihm zur Antwort, „aber sie werden sich wahrscheinlich bald hier zeigen, denn Stefano muß unten in der Campagna etwas ausgeführt haben.“

„Woraus schließt Du das?“

„Er war eben hier, um seine Hände und sein Gesicht von frischem Blute zu reinigen.“

„Und wohin hat er sich begeben?“

„Er bindet es mir nicht auf die Nase.“

„Gieb mir schnell einen Schluck Wein; ich will mich hier nicht überraschen lassen.“

„Nachdem er den Wein hinunter gestürzt hatte, lenkte er vom Weg ab, um durch ein anderes Thor die Stadt zu erreichen. Je näher der Morgen rückte, desto besser lief das Eselein und trabte zur frühen Morgenstunde durch die Porta Salara. Da er sonst durch die Porta Pia hätte reiten müssen, und also einen weiten Umweg gemacht hätte, so erlaubte er jetzt dem Tiere zu verschnaufen und sich an den Disteln zu erlaben, welche in dem tiefen Hohlwege zwischen den Mauern der Villa Borghese und des Monte Pincio standen. Er war ja jetzt nicht mehr weit vom Ziele und kam auf alle Fälle noch viel zu früh, um die Abrechnung mit Stefano vorzunehmen. Langsam rückte er vor und ließ sich von all den Bauern, Eselreitern und Carozzen, welche aus dem Albaner und dem Sabiner Gebirge kamen, gutwillig überholen. Um die Piazza del Popolo herum gelangte er, ohne von vielen Menschen beobachtet zu werden, vor das Thor und ritt, unbekümmert um das Geräusch der Menge, der niedrigen Locanda zu, in welcher er zu verkehren pflegte, wenn er in Rom Geschäfte hatte. Die dicke Wirtin nahm sein Eselein in Empfang und führte ihn selbst in die hintere Stube, wo er mit besonders Vertrauten zu verkehren pflegte. Trotz der frühen Stunde war das Haus schon voll von Campagnarden, die sich durch ihre eigentümliche Tracht und ihren Schmutz besonders auszeichnen, aber auch einen sehr achtungswerten Durst entwickeln, wenn sie in eine Locanda oder Osteria einkehren. Der Wirt von Rocca di Papa und der Bandit Stefano hatten mit diesen Leuten nicht gern etwas zu schaffen, denn erstens besaßen dieselben kein überflüssi-

ges Geld und zweitens hatten sie eine so starke Abneigung gegen Menschen ihres Schlages, daß sie gleich mit den Rinderstachelstöcken bei der Hand waren, wenn sie sich nur die geringste Unordnung zu schulden kommen ließen.

Die Campagnarden und ihre buntgekleideten Frauen und Mädchen mußten aber schon früh Hunger haben, denn die dicke Wirtin hatte den ganzen Herd voll Töpfe stehen und kochte und schmorte, daß es eine Art hatte. Der nächtliche Ritt hatte auch dem Magen unseres Wirtes zugesetzt und er ließ sich einen Teller Suppe mit Maccaroni, sowie eine tüchtige Portion Hammelfleisch mit gerösteten Kartoffeln recht wohlschmecken, verschmähte auch nachher den Ziegenkäse und die frischen Oliven nicht.

Stefano hatte noch vor seinem Freunde Basano Rom erreicht, war aber durch die Porta Tibertina eingezogen und hatte von dort seinen Weg direkt nach dem Quirinal und dann hinab zum Corso genommen. Dem Banquier gegenüber, den er um fünfzigtausend Lire leichter machen wollte, war ein schmutziges Kaffeehaus; hier ließ er sich auf dem Fensterbänklein nieder und schaute unverwandt nach dem Hause mit den großen Fensterscheiben, an denen so viel Bankbillete und Goldstücke zu sehen waren, daß Stefano meinte, wer's habe, der brauche sich gar nicht mehr mit undurchsichtigen Geschäften abzugeben.

Beim Banquier war ein Hausknecht, der mit Stefano früher die Gebirge unsicher gemacht und sich jetzt in Rom niedergelassen hatte, um gute Gelegenheiten auszukundschaften. Mit diesem stand Stefano noch immer in Verbindung, und auf ihn paßte er eben. Es mochte eine Stunde vergangen sein, da kam er eilig aus dem Hause. Stefano eröffnete das Fenster und rief ihn an: „Tritt einen Augenblick ein!“

„Unmöglich, aber in kurzer Zeit bin ich wieder da. Wirst wohl eine Flasche Rocca di Papa traktieren!“

„Mit Vergnügen, und wenn Du willst, auch Est-Est, denn ich beanspruche auch von Dir eine Gefälligkeit.“ Nach einer halben Stunde kam er richtig wieder und fragte gleich nach der versprochenen Fiasca. Sie stand schon bereit und Stefano schenkte ein.

„Mein Freund,“ hob dieser an, „ich habe ein prachtvolles Geschäft in der Mache und in Deinem Hause soll's fertig gemacht werden, aber ich bin nicht ganz sicher, ob es auf den ersten Wurf gelingt, deshalb mußt Du Dich auf Kundschaft legen und mir Rapport bringen.“

„Kann schon geschehen, mio amico, aber was ist es denn?“

Stefano beugte den Kopf gegen das Ohr des Horchenden und erzählte ihm von der Sache so viel, als er wissen sollte.

Der Hausknecht schenkte während des Erzählens fleißig ein und trank mit Kennermiene. „Das ist ein ganz angenehmer Tropfen,“ sagte er, „und es sollte mir leid thun, wenn sich etwas Unangenehmes für Dich ereignete. Ob Dein Brief angekommen und ob Aussicht auf Zahlung da ist, werde ich bald erfahren. Es ist da drinnen irgend etwas im Werke, denn ich habe soeben die Sbirren holen müssen; ob es aber gegen Dich oder gegen einen anderen gerichtet ist, das kann ich noch nicht sagen.“

Dem Stefano war es bei dieser Mitteilung nicht sonderlich wohl zu Mute, und er drängte den Hausknecht, ihm auf der Stelle Nachricht zu bringen. Dieser war eine geriebener Patron und er verstand es, seine Nase überall hineinzu-stecken und zu erfahren, was ich nichts anging.

Die lange Anwesenheit Paolos war ihm schon aufgefallen und er vermutete, daß das Herbeiholen der Sbirren mit ihm in Verbindung stand. An Paolo vorübergehend, flüsterte er diesem leise zu: „Kommen Sie auf einen Augenblick auf die Straße!“

Paolo folgte ihm arglos und dachte nicht im entferntesten daran, daß er dorthin geführt wurde, um von Stefano gesehen zu werden. „Mein Freund,“ sagte er, „die Sbirren sind auf dem Hofe und, wie ich voraussetze, auf Ihren Befehl. Ich bitte, mir gefälligst zu sagen, was ich zu thun habe; denn als Hausknecht laufen mir die Galgenvögel gewöhnlich zuerst in die Hände.“

„Sie halten ihn natürlich fest.“

„Schon gut, aber erst muß ich doch eine Beschreibung seiner Person haben, sonst möchte ich den Verkehrten fassen.“

Paolo beschrieb den Stefano so genau, daß der Hausknecht ihn sogleich erkannte.

„Schön, schön,“ sagte er; „er soll meinen Klauen nicht entkommen. Also das Geld will man ihm nicht geben?“

„Kein Gedanke daran! Wenn das Mädchen noch in der Gewalt des Schurken wäre, dann läge die Sache günstiger für ihn, aber jetzt lacht man über seine Drohungen und wird ihn schon unschädlich machen.“

„Ist das Mädchen wirklich nicht mehr in seiner Gewalt?“

„Gewiß nicht! Ich selbst habe es aus dem Felsenkeller geholt und auf die Villa zurückgebracht.“

„Gehen Sie nur wieder hinein; ich werde schon aufpassen.“

Nach dieser Unterredung ging der Hausknecht sogleich hinüber und sprach: „Ich hätte soeben ein paar hundert Scudi verdienen können, wenn ich nicht ein so treuer Freund wäre; aber ich hoffe, Du wirst mich nicht zu Schaden kommen lassen, sondern mir doppelt ersetzen, was ich durch meine Treue verliere. Hast Du Geld bei Dir?“

„Heute nicht, aber nächstens sollst Du zufrieden mit mir sein.“ Der Hausknecht machte zwar ein mißvergnühtes Gesicht, aber er berichtete doch die Wahrheit. „Mache, daß Du so schnell als möglich von hier wegkommst,“ sagte er, „denn die Sbirren sind für Dich da, und der Bediente, den ich Dir soeben zur Ansicht auf die Straße schickte, hat mir mitgeteilt, daß Du kein Geld, sondern Ketten und Bande bekommen sollst. Du hast mir übrigens Deine Geschichte nicht zur Hälfte erzählt, hast mir nicht einmal gesagt, daß das Mädchen wieder auf freiem Fuße ist und also gar kein Gedanke an Geldzahlen existiert.“

„Was? das Mädchen fort?“ fragte er, ballte die Faust und murmelte: „Der Schurke von Wirt, er soll erfahren, auf welche Weise ich mit solchen treulosen Bestien umgehe.“

„Verliere keine Zeit mit Deklamationen, sondern mache Dich aus dem Staube,“ sagte der Hausknecht.

Stefano folgte dem guten Rate und holte sein Eselein aus dem Stalle. Glücklicherweise öffnete sich dessen Thüre in eine Seitengasse, und so konnte er ungesehen entweichen. Mit allen Sträßchen und Gäßchen bekannt, suchte er möglichst weit vom Korso abzukommen, ritt in der Quere auf die Strada Ripetta zu und langsam am Tiber hinauf. Erst in der Nähe der Piazza del Popolo ritt er auf das Thor zu, und er atmete wieder frei auf, als er sich hier in Sicherheit wußte. In seinem Herzen aber kochte die Wut und er murmelte in sich hinein: „Der Schurke hat mich um fünfzigtausend Lire gebracht und im Handumdrehen wäre ich in Ketten gewesen! Aber warte nur, Stefano läßt sich nicht hänseln. Für Deine Treulosigkeit werde ich Dir, so wahr ich ein rechtschaffener Bandit bin, das Lebenslicht ausblasen.“

Der Wirt von Rocca di Papa hatte ihn so früh nicht erwartet, deshalb saß er noch bei seinem reichen Frühstück im Hinterstübchen, als Stefano eintrat. Der Mensch mußte die Beherrschung seiner Gefühle vollkommen in der Gewalt haben, denn sein kurz vorher noch vor Wut verzerrtes Gesicht war jetzt ganz glatt und er bot Bassano einen so freundlichen Morgengruß, als wenn er die kameradschaftlichen Gesinnungen für ihn hege.

„Laß nur das erbärmliche Getränk stehen,“ sagte er, „es lohnt sich jetzt, ein paar Flaschen Sekt auszustecken.“

„Hast Du das Geld erhalten?“ fragte der Wirt mit einem habgierig funkelnden Blicke.

„Ei freilich,“ entgegnete Stefano; „man hat gar keine Umstände gemacht, aber ich hatte sie auch genug eingeschüchtert.“

„Sind es fünfzigtausend Lire?“

„Kein Soldo weniger.“

„So gieb mir meine Hälfte jetzt gleich.“

„Hier? Bist Du ein Kind? Diese Campagnarden brauchen bloß den Klang von Gold zu hören, so sind ihre Messer gleich aus der Scheide. Wir werden im Gegenteile eine wenig begangene Gegend aufsuchen und uns trennen, wenn jeder das Seinige hat.“

Bassano war mit dem Vorschlage einer wenig besuchten Gegend sehr zufrieden, denn er hegte dieselben Mordgedanken, wie Stefano. Der Sekt, welcher von der dicken, vor Freude strahlenden Wirtin gebracht wurde, entflammte die Gemüter noch mehr, und das letzte Bedenken, einen Mord zu begehen, war beim einen wie beim anderen verschwunden.

„Corpo di Bacco!“ sprach Stefano, als der letzte Tropfen des Schaumweines getrunken war, „Corpo di Bacco, es ist Zeit, daß wir uns auf den Weg machen.“

Er legte das Geld für den Sekt auf den Tisch und ging seinem Spießgesellen voraus. Zwischen Villa Borghese und Villa Poniatowsky führt eine schmale Feldstraße, die den Namen Vicolo delle Tre Madonne trägt, nach dem noch ziemlich weit entfernten Tiber. Stefano hielt diesen Weg für den günstigsten, aber er war heute gegen sein Erwarten nicht ganz frei von Menschen, deshalb beschleunigte er seinen Gang und hielt erst am Tiber inne. Vom hohen Ufer sah man in die Weidensträucher, welche so dicht zusammen standen, daß sich ein Elefant darin verstecken konnte. Der Platz war für ein Verbrechen wie geschaffen. Stefano schlüpfte hinab, und sein Spießgeselle beeilte sich, ihm zu folgen, damit ihm das Geld nicht verloren ginge.

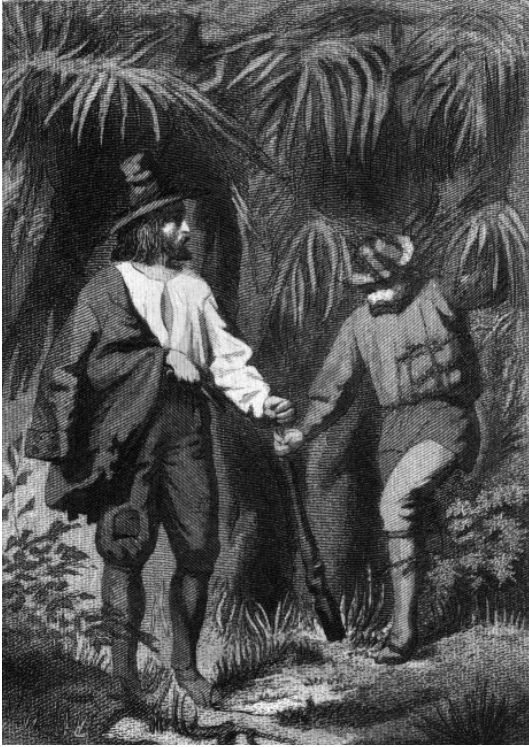
Im nächsten Augenblicke standen sie sich einander gegenüber auf einem freien Platze zwischen den Weiden.

„Wir sind allein,“ sprach Stefano; „nun bekenne mir, wo das Mädchen ist?“

„Sonderbare Frage,“ antwortete Bassano, „weißt Du nicht, daß sie sich in meinem Felsenkeller befindet?“

„Ich weiß, daß sie sich nicht mehr dort befindet, und daß Du ein Lügner und Betrüger bist, der mich an meine Feinde verrät. Als ich heute morgen bei dem Banquier ankam, waren die Sbirren schon da du ich erfuhr von den Hausbedienten, daß Paolo das Mädchen aus Deinem Keller geholt und nach Hause geschafft hat. Was ist natürlicher, als daß Du mit ihm unter derselben Decke liegst, um mich ins Verderben zu reißen.“

Der Wirt beteuerte und beschwor seine Unschuld, aber Stefano hörte nicht darauf, sondern zog sein Pistol. Auch der Wirt holte das seinige aus der Tasche, und da jeder geglaubt hatte, dem anderen durch Überraschung zuvor kommen zu können, so schossen sie fast zur gleichen



Zeit; aber beide Kugeln richteten wenig Unheil an; dem Stefano fuhr sie durch den Rock, ohne den Leib zu berühren, und dem Wirte streifte sie nur den Ellenbogen. In beiden stiegen Zorn und Wut auf und sie schossen die sämtlichen Läufe ab, ohne erhebliche Verwundungen herbeizuführen. Da griffen sie zu den Messern, und ein Kampf auf Tod und Leben war unvermeidlich.

Wir wollen die häßliche Kampfweise nicht beschreiben, denn es würde uns beim Anblicke dieser Schlächter ein Gefühl des Ekels und des Abscheus überkommen. Nach einer halben Stunde waren Rasen und Weiden mit Blut bespritzt, aber der Sieg noch nicht entscheiden, wiewohl sie beide vor Schwäche hin und her wankten. Plötzlich fühlte Bassano seine Kräfte schwinden. Er warf den Dolch weg und bat um Gnade.

„Kein Gnade! Sterben!“ brüllte Stefano.

Sein Gegner nahm nun die letzten Kräfte zusammen und suchte zu entfliehen. Schon hatte er das Ufer erreicht, schon lief er im freien Felde gegen die Ponte Molle, als Stefano ihn erreichte und nach ihm ausholte. Seine Bewegungen waren indessen so matt, daß der Dolch kaum durchdrang. Endlich brachen beide zusammen und aufeinanderliegend und sich noch im Sterben zerfleischend, gaben beide vor Entkräftung und Blutverlust den Geist auf.

Fischer, welche ihre Netze in den Tiber warfen, fanden die Leichen und liefen nach Rom, um die Anzeige zu machen.

Paolo saß unterdessen in dem Hause des Banquiers und wartete vergeblich auf die Ankunft

des Banditen. Es wurde Mittag, es wurde spät am Nachmittag und niemand kam. „Das Warten kann zu nichts führen, denn der Bandit ist jedenfalls gewarnt und wird nicht erscheinen,“ sagte er zu sich selber und verließ das Haus.

Wir erinnern uns, daß Paolo das Gespräch der beiden Halsabschneider belauscht hatte und also den Ort ihrer Zusammenkunft kannte. „Es ist wahrscheinlich, daß wir sie nicht dort finden,“ sagte er zu den Sbirren, „aber ich bin es meinem Herrn schuldig, nichts unversucht zu lassen, deshalb ersuche ich Sie, mit mir nach dem Thore del Popolo zu gehen.“

Die Sbirren, welche in der dortigen Taverne auf einen guten Trunk mit Mahlzeit hofften, bestiegen mit ihm einen der vielen Omnibusse, welche unaufhörlich zwischen der Piazza Venetia und dem Thore fahren. Paolo ließ seine Augen unaufhörlich durch das Volksgewühl gehen, aber er fand die beiden Gesuchten nicht. Auch in der Taverne waren sie nicht anwesend, doch sagte die dicke Wirtin, daß sie dort gespeist hätten und wieder kommen würden.

Während die Sbirren es sich wohl schmecken ließen, setzte sich Paolo auf eine der Bänke vor der Taverne. Da bemerkte er, daß sich eine Menschenchar durch die Vicolo delle Tre Madonne wälzte und sehr aufgereggt war. „Was ist vorgefallen?“ fragte er einen der Dahineilenden.

„Ich weiß nicht,“ gab er zur Antwort, „ich folge nur dem Strome.“

Aus Neugierde schloß Paolo sich ihm an. An der Villa Doria, wo der Weg nach Vicolo Rondinella abgeht, sahen sie eine große Menschenmenge auf sich zukommen, welche laut durcheinander sprachen und heftig mit den Händen gesticulierten. Um besser sehen zu können, schlangen sich Paolo und sein Begleiter auf die Gartenmauer. Da gewahrten sie, daß inmitten des Menschenhaufens eine Bahre mit zwei blutigen Leichen getragen wurde.

Paolo hielt eine Frau aus der Menge an und fragte nach dem Zusammenhange des blutigen Ereignisses. Sie gab zur Antwort: „Die beiden Männer haben sich gegenseitig getötet. Fischer, welche ihre Netze in den Tiber ließen, haben sie tot aufeinander liegen gefunden. Der eigentliche Kampf hat zwischen den Weiden stattgefunden, denn dort war das Gras zertreten und alles mit Blut bespritzt.“

„Und wer sind die Männer?“ fragte Paolo.

„Niemand kennt sie,“ gab die Frau zur Antwort, „aber man wird die Leichen vor dem Obelisk auf der Piazza del Popolo niederlegen, damit jeder Vorübergehende sie sehen kann.“

Paolo folgte dem Zuge, und als die Leichen, mit dem Antlitze nach oben gerichtete, vor dem Obelisk lagen, trat auch er hiezu. Auf den ersten Blick erkannten er die beiden Banditen.

„Stefano und sein Helfer,“ rief er unwillkürlich. Ein Senator hatte es gehört, und er mußte sogleich mit, um vor der Obrigkeit seine Anzeige zu machen. Eine Angaben wurden sorgfältig niedergeschrieben, denn man hoffte, durch die Untersuchung noch anderen Banditen auf die Spur zu kommen, welche die Gegend von Frascati unsicher machten.

Auf der Villa des Fürsten Pimelli wurden die Neuigkeiten mit großer Verwunderung vernommen.

„Es ist gut,“ sagte der Fürst, „daß endlich einmal das Strafgericht anfängt. So viel an uns liegt, wollen wir dazu beitragen, daß die Gegend von dem Diebs- und Mordgesindel gereinigt wird.“

Er ließ es auch nicht an seiner Hilfe fehlen und durch seine Thätigkeit gelang es, daß ein ganzes Nest von Straßenräubern gefaßt und eingekerkert wurde.

VII

Fünf Jahre später saßen der Fürst und die Fürstin in ihrem schönen Garten zu Rom. Marietta hatte sich mit einer Stickerei neben ihnen niedergelassen. Sie war nicht mehr das kleine Mädchen, sondern eine hochgeschossene Jungfrau, die an Schönheit mit allen Töchtern des hohen Adels wetteifern konnte. Aber nicht der Körper war ihre schönste Zierde, sondern die reichbegabte Seele. Der Fürst hatte ihre hervorragenden Talente durch die besten Lehrer ausbilden lassen, und da sie von einer großen Wißbegierde beseelt war, so war sie in den Wissenschaften und den schönen Künsten besser bewandert, als die meisten Römerinnen ihres Alters.

Die Augen des Fürstenpaares ruhten mit Wohlgefallen auf dem schönen Mädchen und sie freuten sich an den treffenden Antworten, die sie über Geschichte und Politik gab. Paolo erschien jetzt im Garten und meldete, daß Mariettas Freundinnen gekommen seien, um Musik mit ihr zu machen. Sogleich erhob sie sich und eilte dem Palazzo zu.

„Leo,“ sprach die Fürstin, „gedenkst Du noch des Tages, wo wir sie in Lumpen gehüllt, in den Thermen des Caracalla fanden?“

„Ich dachte eben darüber nach,“ antwortete der Fürst, „und ich freue mich, alle Tage, daß wir Mitleid mit ihr hatten, denn wahrlich, sie hat uns keine Schande gemacht. Es ist aber wunderbar, daß sich niemals die Mutter gemeldet hat. Früher hoffte ich, sie werde kommen und sich vorstellen, sobald sie ihr Kind im Überflusse wußte.“

„Da es nicht geschah, lieber Leo, so läßt sich

annehmen, daß sie gestorben ist oder nie erfahren hat, wo ihr Kind blieb. Jedenfalls ist nicht zu befürchten, daß sie jemals zurückgefordert wird.“

„Das glaube ich selber nicht, Marietta; aber es tritt jetzt eine Pflicht an uns heran, die wir nur allzu lange versäumt haben. Es war unserer Dienerschaft aufs strengste untersagt, Marietta jemals über ihren dunklen Ursprung aufzuklären, und so ist sie in dem Glauben herangewachsen, unser Kind zu ein. Denke Dir nur den Fall, daß ich zum Sterben käme!“

„Nun, so würde sie natürlich bei mir bleiben und immer wie mein Kind behandelt werden.“

„Daran zweifle ich nicht, liebe Marietta, aber auch Du lebst nicht ewig. Nach Deinem Tode aber würde niemand da sein, der sich ihrer so liebevoll annähme; ja, man würde sie als eine fremde Eindringlin aus dem Hause stoßen, und, wenn es hoch käme, ihr eine kleine Pension geben.“

„Dem läßt sich abhelfen, lieber Leo. Wir wollen sie als Universalerbin in unser Testament setzen. Wir können es ohne Gewissensbisse thun, wir haben keine nahen Verwandten, und die entfernten sind so reich, daß sie ihre Millionen nicht zählen können.“

„Ja, meine Liebe, wir könnten sie auf diese Weise nicht allein vor Mangel schützen, sondern sie auch in glänzender Stellung zurücklassen, aber das alles scheint mir nicht genug gethan. Ich möchte ihr den Schmerz ersparen, eines Tages zu erfahren, daß sie ein Findelkind war, und daß sie sich vergebens mit der Frage zermartert, wer ihre gewissenlose Mutter gewesen. Noch eins: Der junge Adel richtet bereits seine Augen auf Marietta und es ist nicht unmöglich, daß sie eines Tages zur Ehe begehrt wird. Dann käme ihre dunkle Geburt ans Licht und alle würden sich von ihr zurückziehen.“

„Das ist nicht zu leugnen,“ sagte die Fürstin nachdenklich, „und es thut mir selbst schmerzlich weh, daß sie den wahren Zusammenhang der Dinge erfährt, und daß manche die Nase über sie rümpfen werden; aber was ist da zu thun? Ich weiß nicht, wie wir das vermeiden wollen.“

„Es ist nicht schwer, Marietta, und wenn Du damit einverstanden bist, so will ich ihr schon den Namen Pimelli verschaffen. Ich brauche bloß dem Prefetto zu erklären, daß sie unsere Tochter ist, und daß wir sie als solche eingeschrieben wünschen. Der Weg ist vielleicht nicht ganz korrekt, aber der Prefetto wird keine Einwendungen machen.“

Das Gesicht der Fürstin strahlte vor Freude, und sie trieb den Gatten, seinen Plan sogleich auszuführen. Der Fürst zog die Klingel, welche von der Laube zum Palazzo führte, und Paolo, der seine Stellung als Gartenaufseher längst mit

der eines fürstlichen Camerieri vertauscht hatte, kam, um nach seinem Begehren zu fragen.

„Laß den Wagen anspannen,“ befahl er; „Du wirst mich begleiten.“

Als Paolo hinweggegangen war, wandte er sich an seine Gattin und sprach: „Vielleicht ist es gut, wenn auch Du mitgehst, damit nichts Notwendiges versäumt werde.“ Die Fürstin war damit einverstanden, denn es dauerte ihr viel zu lange, bis sie das Mädchen für immer an sich gefesselt hatte. Wenige Minuten später rollte der Wagen davon und hielt bald vor der Amtsstube, wo die wichtige Handlung vorgenommen werden sollte.

Paolo fuhr arglos mit, denn er hatte keine Ahnung davon, daß sein Kind, das Kind des Mörders, jetzt in den Fürstenstand erhoben wurde. Was hätte er übrigens auch thun können, wenn ihm der Zweck der Fahrt bekannt gewesen wäre? Wahrlich nichts! Denn wie hätte er jetzt plötzlich hervortreten und erklären können: „Sie ist mein Kind!“

Er würde sich dadurch in den Augen des Fürstenpaares als ein niederträchtiger Mensch und als ein Heuchler ohnegleichen offenbart haben. Eine lange Reihe von Jahren hatte er ja den Mund nicht aufgethan und sich den Anschein gegeben, als kenne er das Mädchen gar nicht. Und jetzt nun, – – das hätte nicht gegangen.

Der Fürst und die Fürstin mußten bei dem Beamten wohl ein williges Ohr gefunden haben, denn sie kamen in kurzer Zeit wieder zurück und ihre Gesichter strahlten vor Freude. Gegen Marietta waren sie immer außerordentlich liebevoll, aber heute legten sie doch eine ganz besondere Zärtlichkeit an den Tag, und die Fürstin hörte gar nicht auf, ihr Töchterlein zu drücken und zu küssen.

Der Fürst glaubte, das fröhliche Ereignis auf irgend eine Wiese feiern zu müssen, und da Marietta noch nicht in Tivoli gewesen war, so schlug er einen Ausflug nach diesem alten, romantischen Orte vor. Die junge Fürstin klatschte vor Vergnügen in die Hände, denn schon lange hatte sie gewünscht, einmal nach Tivoli zu kommen.

Während sie die Stunde ihrer Abfahrt festsetzten trat der junge Graf Orlando ein. Er war in der letzten Zeit ein häufiger Besucher der fürstlichen Familie, und diese sah ihn gern kommen, denn er gehörte nicht allein dem höchsten und reichsten Adel von Rom an, sondern war auch ein sehr gebildeter Mann und ein so angenehmer Gesellschafter, wie man selten einen findet. Als er von dem Ausfluge hörte, stellte er gleich die Bitte, mit bei der Partie sein zu dürfen, und sie wurde ihm mit Freuden gewährt.

Um nicht alles im Fluge genießen zu müssen, wurden zwei Tage für die Tour bestimmt, und man wollte am folgenden Morgen rechtzeitig aufbrechen.

Marietta schloß vor Freude kein Auge und als Sabina kam, um sie zu wecken, war sie bereits angekleidet. Es war noch Nacht, aber der Mond schien so hell, daß den Augen nichts verloren ging. Rom lag noch im Schläfe, und die Räder des fürstlichen Wagens machten das einzige Geräusch in der Metropolitane der Welt. An der Porta San Lorenzo traten die Soldaten, welche die anstoßende Kaserne bewohnen, vor die Thüre und grüßten den Fürsten, denn bis zum Tode seines Vaters war er ihr Hauptmann gewesen und hatte hier das Kommando geführt.

Der wachhabende Offizier trat an den Wagen und fragte: „Wünschen Fürstliche Hoheit militärische Begleitung, so nennen Sie nur die Anzahl der Mannschaft.“

„Ich danke, mein lieber Freund,“ gab der Fürst zur Antwort. „So viel ich weiß, sind die Wege sicher, und ich möchte die Leute nicht ihren militärischen Pflichten entziehen.“

Er grüßte und der Wagen rollte weiter, eine Zeit lang zwischen grauen Mauern hin, welche Felder und Weingärten einschlossen. Marietta wandte sich rückwärts und richtete ihren Blick auf die hohen Mauern Roms, welche hier und dort Türme trugen. Ihre grauen Steinmassen imponierten dem Auge und gaben dem Mädchen Stoff an die alten Zeiten zu denken, wo Honorius dieses Thor an einen Bogen der drei Wasserleitungen baute und es Porta Tiburtina nannte, welchen Namen die von hieraus nach Tivoli führende Straße heute noch trägt.

Bei der Kirche S. Lorenzo angekommen, stieg die Sonne hinter dem Sabinergebirge auf und beleuchtete dessen vielgestaltige Formen mit goldenem Schimmer. Hier hielt der Wagen, und die Reisenden stiegen ab, um einen Blick in die Kirche zu werfen. Ehe sie aber eintraten, besahen sie die hohe Säule vor derselben, auf dessen Spitze das Standbild des heiligen Laurentius in die Luft ragt. In der Kirche selbst erfreuten sie sich sowohl an der schönen Architektur, als auch an den prachtvollen Freskogemälden, welche Decke und Wände zieren. Am meisten aber sagte ihnen das reiche Marmorgrab des heiligen Laurentius zu; über welchem schon Kaiser Honorius eine Kirche erbaute. Marietta wünschte auch den Friedhof zu betreten, welcher einer der größten in der Welt ist und dessen Gräber von hohen Cypressen beschattet werden. Von den höheren Punkten des Friedhofes hatte man eine prachtvolle Aussicht auf das Gebirge.

Als sie den Wagen wieder bestiegen hatten, fuhren sie gleich hinter der Kirche die Schlucht hinab und hatten bald einen überaus prächtigen Blick auf Rom und die hervorragende Peterskirche; doch wir wollen uns nicht mit der Beschreibung des Weges aufhalten und weder der Schwefelseen, noch der mächtigen Travertinbrüche ge-

denken, aus denen sowohl das Kolosseum, als auch die Peterskirche gebaut ist.

Nach einer vierstündigen Fahrt, auf welcher sie viele großartige Ruinen von Gräbern und Palästen sahen, erreichten sie jenseits des Anio die prachtvollen Olivenwälder, welche sich rechts und links am Gebirge ausdehnen und sich bis zur Stadt Tivoli erstrecken. Marietta liebte das Grün so sehr und die Olivenbäume hatten von jeher einen großen Reiz auf sie ausgeübt. Wie freute sie sich über diese alten Stämme, die, oft hohl von unten bis oben, zerspalten und zerrissen, sozusagen nur noch aus Rinde bestehend, und doch so weich jugendlich grünt, als ob sie in der frischesten Jugend ständen und dabei so voller Früchte hingen, daß man sich wundern mußte, wie sie imstande waren, die schwere Last zu tragen.

Der Wagen wandte sich jetzt rechts und trug die fröhlichen Menschen den Berg hinan zur Villa des Hadrian, welche sie in etwa zehn Minuten erreichten. Schon vom Thore aus hatten sie eine prachtvolle Aussicht über die sonnige Campagna und das in der Ferne liegende blau angehauchte Rom.

Der Pförtner öffnete mit großer Zuvorkommenheit, denn es kamen nicht alle Tage Fürsten und also auch keine fürstlichen Trinkgelder. Die Villa des Hadrian trägt ihren Namen von dem Gründer derselben, dem römischen Kaiser Hadrian. Er schuf hier eine Anlage, welche mehrere Stunden im Umfange und hinsichtlich ihrer Pracht im ganzen römischen reiche von nichts übertroffen wurde.

Graf Orlando wurde hier zum Führer, denn er kannte die Villa durch und durch. Mit begeisterten Worten schilderte er, wie der Kaiser die prachtvollen Gärten und Parks angelegt, wie er Paläste, Theater, Cirkus, Akademien erbaut und keine Kosten gescheut habe, um seine Lieblingsvilla mit den kostbarsten Gegenständen der Kunst zu schmücken und alle Einrichtungen zu treffen, welche dem verweichlichten Wohlleben jener Zeit die vollste Rechnung trugen.

Orlando führte sie auf den höchsten Punkt, wo sich die Ruinen am massenhaftesten zusammendrängten und eine weite Fläche bedeckten. „Hier, wo Sie noch die Pfeiler und Bogen sehen,“ sagte er, „hier stand der eigentliche Kaiserpalast, dessen Pracht zu schildern wohl schwer fallen möchte, denn es fehlt uns jeder Maßstab dafür. Auch die prächtigen Bauten unserer Zeit sind dagegen doch nur rohe Versuche, etwas Schönes herzustellen. Hier war das Hippodrom, wo sich der Adel auf den schönste und kostbarsten Pferden der Welt zeigte und für gute Renner Summen ausgab, von denen wir kaum einen Begriff haben. Dort war die Akademie, in welcher die gelehrten ihre Streitfragen abhandel-

ten, Vorträge hielten und die Sklaven unterrichteten.“

Marietta machte bei der Erwähnung der Sklaven ein etwas überraschtes Gesicht, aber Orlando erklärte ihr, daß die edlen Römer die Wissenschaft mehr für ihre Sklaven, als für sich selbst geliebt und daß die Großen es zu den notwendigsten Dingen gerechnet hätten, ihre Leibeigenen mit all den Kenntnissen auszurüsten, welche dem Einzelnen und dem Allgemeinen Nutzen brachten.“

„Wie spaßhaft,“ sagte Marietta. „Es würde allerdings sehr angenehm für uns sein, wenn Paolo viele Sprachen verstünde und in jeder Wissenschaft zu Hause wäre, denn wir könnten aus seiner Weisheit Nutzen ziehen, aber viel edler und auch viel angenehmer ist es, alles das selbst zu kennen.“

„Natürlich,“ entgegnete die Fürstin, „denn es ist bequemer, selbst Rat zu wissen, als denselben erst von anderen zu holen; außerdem veredeln Kunst und Wissenschaft auch Herz und Gemüt, und die Diener würden hoch über uns stehen, wenn das Wissen nur bei ihnen wäre.“

Graf Orlando wurde nicht müde, ihnen immer wieder neue Ruinen von Tempeln, Theatern, Thoren, Sälen, Statuen etc. zu zeigen und von jeglichem eine Beschreibung zu machen, wie es im Altertume gewesen.

Es war fast nicht zu begreifen, daß ein einziger Mann das alles zusammengehäuft hatte, nur um sich von den Staatsgeschäften zu erholen und seine Mußstunden angenehm zu verbringen. Wie viele tausend Hände hatten da schaffen müssen, um den Lüften des einzelnen zu fröhnen. Wer weiß, wie viele Sklaven dabei zu Grunde gegangen waren? Aber was lag an dem Leben eines Sklaven? Man rüstet ihn nur mit Kunst und Wissenschaft aus, damit er imstande war, Pläne zu zeichnen, Figuren in Marmor auszuhauen, in Gold und Silber zu treiben, Paläste zu bauen, Gärten und Wasserleitungen anzulegen, kostbare Gefäße zu machen, die Verwaltung zu führen, mit den Ausländern zu reden, für den Schmuck von Männern und Frauen zu sorgen usw.

Orlando wußte das alles so klar und deutlich darzulegen und zu knüpfen, daß Marietta und das Fürstenpaar nicht müde wurden, ihm zuzuhören. Hatten sie früher schon seine Persönlichkeit angenehm gefunden, so wurde ihnen jetzt auch Gelegenheit, seine gründlichen Studien in der alten Geschichte zu bewundern.

„Schauen Sie dieses großartige Trümmerfeld,“ sagte er am Schlusse. „Der jetzige Herrscher von Italien wäre nicht imstande, während seines ganzen Lebens den hundertsten Teil davon zu schaffen, denn es gehören eben die ungezählten Millionen dazu, welche die Kaiser aus allen Ländern

der Welt zusammenschleppten.“

Hochbefriedigt bestiegen sie wieder den Wagen und fuhren durch den prächtigen Olivenwald nach Tivoli, dem Tibur der Alten. Die Stadt soll eine Niederlassung der Siculer gewesen sein und schon lange bestanden haben, bevor Rom gegründet wurde. Erst 380 v. Chr. wurde es den Römern durch Camillus unterworfen. Zur Zeit der römischen Kaiser kam es als Landaufenthalt in die Mode, und der eine nach dem anderen baute in dem reizenden Gebirge großartige Villen, um die heiße Jahreszeit hier zu verleben. Was jetzt noch von diesen Bauten übrig geblieben, ist nur ein blasser Abglanz der ehemaligen Pracht; ja, das meiste ist gänzlich verschwunden und nur die Sage hat gesorgt, daß das Andenken nicht ganz verloren ging. Die heutige Stadt erinnert kaum noch an die vergangene Herrlichkeit; die Straßen sind eng und schmutzig, die Einwohner dem Bettel geneigt. Ihr einziger Vorzug, besteht jetzt in der schönen Lage und dem historischen Boden, welcher in dem gebildeten Reisenden eine ganze Menge von geschichtlichen Rückerinnerungen aufweckt.

Der Fürst war geneigt, in der Locanda della regna abzustiegen, aber Marietta wünschte in der Locanda della Sibylla zu verweilen, weil sie dort die Schönheiten der Schlucht gleich aus der ersten Hand hatten. Der Kutscher lenkte also den Wagen die Straße hinab und hielt vor einem Gebäude, welches nur durch das Schild mit dem fettgeschriebenen Namen Sibylla in etwa in die Augen fiel, sich sonst aber in nichts von den übrigen Häusern unterschied.

Der Wirt und die Wirtin, sowie eine Anzahl schmutziger Buben und Mädchen eilten herbei, um beim Aussteigen behilflich zu sein und die kleinen Reiseeffekten in Empfang zu nehmen.

Durch das Wirtshaus hindurch gelangte die Gesellschaft zum Tempel der Sibylla. Dieser ist ein, von einer offenen Halle umgebener Rundbau von korinthischen Säulen, welcher auf einem Unterbau von massiven Quadern ruht. Nach so vielen Jahrhunderten sind diese Ruinen noch so fest, daß sie unzerstörbar scheinen.

Graf Orlando führte sie auf die Terrasse des Tempels, von welcher sie ein prachtvolle Aussicht auf den Fall des Anio und die umgebenden Gebirge und Felsmassen, sowie in die tiefe Schlucht hatten. Marietta stand im Anschauen versunken. Das Tosen des niederstürzenden Anio, die gewaltige Schlucht und die wilde Schönheit der Natur machten einen tiefen Eindruck auf sie, und sie meinte, der Schöpfer rede in der lebendigen Natur eine Sprache, welche nur im Herzen eine richtige Übersetzung finde.

Auf dem Felsvorsprunge vor sich gewahrte sie Gebädetrümmern, welche kein hohes Alter zu haben schienen. Sie wandte sich deshalb fra-

gend an Orlando. „Sie haben ganz recht, mein Fräulein,“ gab der Graf zur Antwort, „diese Ruinen können nicht das Alter dieses Tempels für sich in Anspruch nehmen, denn sie wurden erst im Jahre 1826 durch eine Überschwemmung des Anio hervorgebracht. Ein Teil der Stadt wurde damals von den wilden Wassern fortgerissen und es war vorauszusehen, daß bei einer abermaligen Überschwemmung das Unheil noch größer würde. Um Leben und Eigentum der Einwohner zu schonen, beschloß Papst Gregor XVI., dem Anio einen neuen Lauf anzuweisen und zwei Stellen durch den Kalkfelsen des Catillo zu bohren. Im Jahre 1834 waren sie fertig, und das Wasser wurde hineingeleitet. Es bildet den dreihundertzwanzig Fuß hohen Fall, den Sie dort zu Ihren Linken sehen. Wir werden übrigens nach dem Mahle die Wasserfälle in größerer Nähe sehen.“

Der Wirt brachte jetzt das Mittagmahl und würzte es mit feurigem Rocca di Papa. Nach dem Essen äußerte Marietta den Wunsch, in die Schluchten hinabzusteigen, und auch das Fürstenpaar konnte dem Verlangen nicht widerstehen.

Neben der Kirche St. Giorgio, welche ehemals ebenfalls ein Heidentempel gewesen, schloß der Sakristan ein eisernes Gitterthor auf und sie begaben sich einen bequemen Weg hinab zur Grotte, welche einst das ganze Wasser des Anio empfing. In dem feuchten Sch...en, wo der Wasserschäum sich in Millionen von Bläschen auflöst, stand ein Mann, dessen wildtrotziger Blick nicht viel Vertrauen einflößte. Paolo hatte ihn kaum erblickt, als sich sein Gesicht mit Blässe bedeckte, denn er erkannte in diesem Menschen einen von den Freunden des Banditen Stefano. Damals, als der Prozeß verhandelt und die Spitzbubenbande eingezogen wurde, hatte er zu ihm gesagt: „Fürst Pimelli mag sich in acht nehmen, denn wir vergessen niemals, was einem der Unsrigen geschieht.“

Ob der Mensch auch sie erkannte oder ob er das Gesicht des Fürsten vergessen hatte, wagte Paolo nicht zu erforschen. Der Mensch aber ging vorüber und stieg tiefer hinab, während der Fürst stehen blieb und den Grafen mit den Damen erwartete.

„Hoheit,“ flüsterte Paolo, „ich glaube, wir müssen uns diesem Kerl in acht nehmen.“

„Meinst Du?“ entgegnete er lächelnd. „Ich denke, er ist ein harmloser Mensch, der sich so wie wir an den Schönheiten der Natur erfreut.“

In diesem Augenblicke kam der Graf mit den Damen und das Gespräch hatte ein Ende. Da sich Marietta aus der romantischen Grotte nicht losreißen konnte, so wanderte der Fürst auf der vom Wasserstaube feuchten Treppe zur Sirengengrotte hinab, deren phantastische Formen

auch einen nüchternen reisenden lange festhalten können.

Der Fürst hatte vor seiner Familie immer einen Vorsprung, und so kam er auch vor ihnen zu dem Hauptstrome des Anio, wo derselbe mit Getöse aus dem Felsen bricht und rauschend in die Tiefe stürzt. Er legte sich, um das herrliche Schauspiel ganz zu genießen auf einen fast in den Sturz ragenden Stein, und Paolo stand dicht hinter ihm. Da fiel plötzlich ein Schuß und traf den Fürsten in den Hinterkopf. Paolo wandte sich um und erblickte den Mörder, welcher mit wildem Hohnlachen den zweiten Lauf auf ihn richtete. Zitternd vor Wut stürzte sich Paolo auf den Kerl und riß ihn zu Boden. Die Kugel pfiß ihm an der Schläfe vorbei und durchbohrte seinen Hut, ohne ihn selbst zu verletzen. Nun entstand ein wildes Ringen, in welchem sie beide vom Messer Gebrauch machten. Der Mörder aber war stärker und gewandter als Paolo, und letzterer erhielt einen gefährlichen Stich in die Brust. Er würde wohl nicht mit dem Leben davon gekommen sein, aber die beiden Schüsse hatten den Grafen und die beiden Frauen herbeigezogen. Sie kamen in dem Augenblicke, als der Mörder zum Todesstoße ausholte. Der Graf bedachte sich keinen Augenblick, dem bedrängten Diener zu Hilfe zu kommen. Da sprang der Mörder auf und suchte den Berg hinabzukommen, aber er strauchelte, stürzte kopfüber in den Wasserfall und wurde von den tobenden Fluten von Fels zu Fels geschleudert, bis er eine Leiche war.

Der Blick der Fürstin fiel jetzt auf den Gatten, der regungslos auf dem Felsen lag und denselben mit seinem Blute übergoß. Lautes Wehgeschrei erfüllte die Luft, denn sie überzeugten sich bald, daß er eine Leiche war. Der Wirt am Sibyllentempel, sowie die umliegenden Bewohner, zu denen das Rufen herüberdrang, eilten auf dem kürzesten Wege hinab und fanden den Grafen in Verzweiflung, die Frauen in Ohnmacht.

Zwei Männer nahmen die Leiche des Fürsten, zwei andere den blutenden Diener auf die Schultern und trugen sie hinauf, während Orlando bei den ohnmächtigen Frauen zurückblieb. Auf der Brücke, welche am Anfange der Schlucht über dem Anio liegt, strömte das Volk zusammen und begleitete sie bis zur Sibylla, wo die Neugierigen zurückgewiesen wurden.

Die Männer legten die Leiche und den Verwundeten im Innern des Tempels nieder und liefen sogleich, um einen Arzt herbeizuholen. Er kam sofort und sprach auf den ersten Blick: „Der Fürst ist tot und der Diener muß sorgfältig gepflegt werden, wenn er seinem Herrn nicht folgen soll.“

Als er ihm den Verband anlegte, schlug Paolo die Augen auf und weinte bitterlich, denn er sah,

daß sein guter Herr gestorben war.

Nach einer halben Stunde kam auch der Graf mit den beiden Frauen, die im Jammer fast vergingen. Die unglückliche Gattin warf sich über die Leiche und wünschte zu sterben. Marietta kniete neben derselben und küßte die starre Hand, die ihr im Leben so viel gutes gethan.

Endlich erhob sich die Fürstin und sprach: „Bringen wir die Leiche nach Rom!“

Der Wirt der Sibylla ließ einen Karren anspannen und denselben mit Polstern belegen. Auf diese Polster ließ man die Leiche nieder und spannte Tücher über den Wagen, damit die Blicke der Neugierigen nicht hineinschauen konnten. Dennoch lief ganz Tivoli zusammen und starrte schweigend den Wagen an. Der Graf und die Frauen stiegen in den von Rom mitgebrachten Wagen, und nun setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Die Einwohner folgten demselben durch den Olivenwald und kehrten erst zurück, als sich die Nachricht verbreitete, man bringe die Leiche des Mörders aus dem Thale herauf. Alles strömte nun nach dieser Richtung, und es dauerte nicht lange, so trafen sie auf dem platze vor der Brücke mit den Trägern zusammen. Die Leiche bot einen grausigen Anblick, denn der Kopf war zerschmettert, Arme und Beine gebrochen und der ganze Körper mit Blut bedeckt. In einer Stube des Stadthauses wurde er niedergelegt und die Thüre verschlossen.

Der schwerverwundete Paolo aber wurde in das Haus des Arztes getragen, der ihm eine sorgfältige Behandlung angedeihen ließ. Eigentlich wünschte Paolo nicht besser zu werden. „Wenn ich an dieser Wunde sterbe,“ dachte er, „so wird der liebe Gott meinen Tod als eine Sühne für den begangenen Mord betrachten. Ach, wie viel gäbe ich darum, wenn der Fürst am Leben geblieben wäre und ich meinen Tod gefunden hätte!“

Gott aber wollte es anders. Paolo sollte noch leben. Nur langsam heilte die Wunde und sie brach mehrere Male wieder auf, auch blieb er lange so kraftlos, daß er sich nicht aus dem Bette erheben konnte, aber endlich war er doch soweit genesen, daß er in einem kleinen Handwagen hinaus geschoben werden konnte. „Bringt mich vor die Stadt auf die Höhe des Berges, wo ich über die Olivenbäume nach Rom schauen kann,“ sagte er.

Sie schoben ihn hinaus und hielten unter einer Gruppe von immergrünen Eichen still. „So, nun laßt mich allein,“ sagt er, „und holt mich erst wieder, wenn die Abendsonne die Häupter des Volskergebirges vergoldet.“

Hier saß er nun und ließ den Blick bald über die öden Gefilde der Campagna hinausschweifen, bald recht und links nach den Albaner und

Volsker Bergen; aber immer richteten sie sich wieder auf Rom, und ihm deuchte, daß er das hohe Dach des Schlosses Pimelli erkennen könne. Ach, wie traurig war es jetzt dort, nachdem der Fürst nicht mehr unter den Lebenden weilte! Die Briefe, welchen ihm seine Tochter schrieb, atmeten alle tiefen Schmerz und unheilbare Schwermut. Ach, er warf sich vor, daß er Schuld an dem großen Unglücke trüge, denn durch ihn war seine Marietta in den Palazzo gekommen und durch sie hatten die Räuber Haß auf den Fürsten geworfen! Die Thränen kamen ihm in die Augen und er weinte, wie ein Kind. Da kam der Arzt, um nach ihm zu sehen, und er zankte ihn wegen seiner weichen Stimmung tüchtig aus.

„Sie sollen munter und fröhlich sein,“ sagte er, „sonst kommen Sie nicht zu Kräften, und in Rom verlangt man sehr danach, daß Sie zurückkommen und die Trauernden trösten.“

„Jeder hat seinen Schmerz für sich,“ antwortete Paolo, „und nicht jeder hat Kraft genug, denselben zu verbeißen.“

VIII

Drei Wochen später verließ Paolo Tivoli. Der Arzt wollte haben, daß es zu Fuß geschehe, damit seine Glieder sich stärkten; aber er sollte nur ganz kleine Tagereisen machen und sobald er Ermüdung fühlte, einkehren. Als er langsam den Olivenwald hinabstieg, war es ihm, als ob er da oben im Grabe gelegen habe und nun wieder zu neuem Leben erwacht sei... Die Welt kam ihm wie eine ganz neue vor und er mußte sich oft umkehren und die Höhe hinanschauen, wo er so lange mit gebundenen Gliedern zugebracht hatte.

Am ersten Tage kam er nicht weit. Wo unterhalb des Gebirges die Brücke Ponte Lucano über den Anio führt, erhebt sich das Grabmal der Plautier aus der ersten Kaiserzeit. Daneben stand eine alte verfallene Hütte, wo die Armut und die Gleichgültigkeit zu herrschen schienen. Einige zerlumpete Kinder stürzten aus dem Hause, kamen zu ihm auf die Brücke und hielten die Hände auf. Er glaubte, in den Gesichtern Ähnlichkeit mit dem Mörder seines Herrn zu finden; darum war er vorsichtig und sprach: „Es thut mir leid, daß ich euch nichts geben kann; ich bin selber arm und habe nichts, als meinen Stock.“

Die Kinder eilten wieder zurück und er sah, wie sie sich vor der Thüre rauften und schlugen. Da kam ein großes Weib heraus, schrie sie an, schlug mit den dicken Fäusten hinein und rief: „Wollt ihr auch zu Mördern werden, wie euer Vater, der seinen Tod in der Kaskade da oben gefunden?“

Nun unterlag es keinem Zweifel, mehr; er be-

fand sich bei der Frau des Mörders. Grausen durchrieselte seine Glieder und er erhob sich, um den Ort zu fliehen. Langsam schritt er weiter, aber seine Müdigkeit nahm zu, und als er abermals ein Haus erreichte, da bat er um Aufnahme, bis er neue Kräfte gesammelt habe. Auch diese Leute waren arm, aber ihr Aussehen zeugte von Fleiß und guter Sitte. Das Bäuerlein, welches hinter dem Hause einen kleinen Garten bearbeitete, kam herbei und reichte ihm frische Ziegenmilch und Brot, so daß er sich nach und nach erholte. Erst am dritten Tage erreichte er die Porta St. Lorenzo. Erst hier bediente er sich eines Wagens und fuhr durch die volkreichen Straßen dem Palazzo Pimelli zu.

Als er durch den Korridor ging, kamen ihm Sabina und Bonella entgegen. Sie schüttelten ihm die Hände und hießen ihn willkommen, aber sie sahen traurig aus und sagten ihm, daß die Fürstin hinwelke wie eine vom Stengel gelöste Blume. „Sie hat nach Dir verlangt,“ setzte Bonella hinzu, „und gewünscht, daß Du gleich zu ihr in den Garten kommst.“

Paolo ging langsam, weiter; er fürchtete sich fast, der armen Witwe unter die Augen zu treten. Sie saß mit Marietta in der großen Laube und schaute traurig auf den Kies zu ihren Füßen. Als seiner ansichtig wurde, brach sie in Thränen aus und konnte lange kein Wort reden. Endlich reichte sie ihm die Hand, hieß ihn sich setzen und sprach: „Gut, daß Du wieder da bist, Paolo; ich fürchtete schon, den alten treuen Diener zu verlieren.“

Paolo war eigentlich gekommen, um Abschied von ihr zu nehmen und den Rest seiner Tage in der kleinen Kapelle zuzubringen; aber ihre Zuneigung rührte in und er sprach: „Gnädige Fürstin, mit meinen Diensten wird es nicht weit her sein, denn ich fühle mich sehr gebrechlich, aber so lange ich noch einen Fuß rühren kann, werde ich da sein.“

„Zu Dienstleistungen haben wir Leute genug,“ antwortete die Fürstin, „aber der teilnehmenden Herzen sind wenige. Verlaß uns nicht in unserem Elende!“

„Nimmer,“ entgegnete Paolo, „obwohl ich glaube, daß ich am wenigsten dazu taue, trübe Stimmungen zu verscheuchen.“

„Doch, doch,“ nahm Marietta jetzt das Wort, „Mama und ich lieben Dich so sehr und vertrauen auf Dich.“

Ach, wie wohl that dem alten Manne diese Äußerung aus dem Munde seines Kindes, aber ein trauriger Zug umspielte seine Lippen, als er gedachte, daß er dieses Kind hinausgestoßen und in den Thermen des Caracalla unbekannten Leuten überliefert hatte. Auch erwachte der alte Schmerz wieder, daß durch seine Schuld Mariettas Mutter so früh gestorben.

„Wenn sie noch lebte,“ dachte er, „so wäre Marietta zwar ein armes Bürgerkind, aber sie gehörte ihren rechten Eltern an und alle die Qualen, welche an meinem Herzen nagen, wären mir erspart worden.“

Das Leben in dem totenstillen Palaste ging seinen einförmigen Gang und wurde nur durch Schluchzen und Thränen unterbrochen. Mariettas Gesicht heiterte sich nur dann auf, wenn Graf Orlando kam; denn sie hatte ihn lieb gewonnen, und der Fürstin Wunsch war es, daß sie ihn zum Gatten nehme. Für jetzt konnte es noch nicht geschehen, weil die Trauerzeit für den ermordeten Fürsten noch nicht vorüber war, auch wünschte Marietta, daß sich die Gesundheit der Mutter erst kräftigen möge. Die Verbindung konnte um so leichter hinausgeschoben werden, da zwischen den jungen Leuten noch keine Erklärung stattgefunden hatte und man nur stillschweigend der Überzeugung war, daß von keiner Seite eine abschlägige Antwort folgen würde.

Auf den Rat des Arztes zogen sie in diesem Jahre früher als gewöhnlich auf die Villa oberhalb Frascati und lebten ein gar stilles, zurückgezogenes Leben. Der Graf und einige näher stehende Freunde waren die einzigen, denen sich die Thore öffneten.

Die Bergluft übt sonst auf Kranke den vorteilhaftesten Einfluß aus, aber die Fürstin gesundete nicht; sie wurde im Gegenteile noch hinfälliger und der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht, wenn sie jeden Morgen mit verweinten Augen aus ihrem Schlafgemache kam und das Frühstück kaum ansah. Paolo sah mit schmerzlichen Gefühlen ihren langsamen Verfall, und obschon er sich in ihrer Gegenwart Gewalt anthat, um seine Gefühle nicht zu verraten, so weinte er doch oft heiße Thränen, wenn er allein war.

Man kann sich leicht denken, wie sehr auch Marietta von dem Schmerze der Mutter niedergedrückt war, so sehr, daß ihr keine Freude mundete. Das Pianino war schon seit langer Zeit nicht mehr angerührt worden, die Stickereien hatten keinen Fortgang; mit Einem Worte, es herrschte ein so trauriges Leben in der Villa, daß man auf einem Friedhofe zu sein glaubte. Der Arzt hielt das ewige Stubensitzen für höchst nachteilig und er gab den Wunsch zu erkennen, daß die Fürstin sich zu Fuße in freier Luft bewege. Aber wohin sollte sie gehen? Das alte Tusculum hatte so schmerzliche Erinnerungen, daß weder die Fürstin noch Marietta dahin zu gehen wünschten. Nun hätte es wohl nahe gelegen, Besuche auf den benachbarten Villen zu machen, aber die Frauen waren nicht in der Stimmung, Freundliches zu sagen und Freundliches anzuhören. In Frascati gab es keine Gesellschaft für sie und in der Umgegend fanden sie

ebenfalls nichts, was sie anzog.

Da hatte Orlando einen glücklichen Einfall. Eines Tages, als er eben von Rom kam, schilderte er der Fürstin das Elend einer unglücklichen Familie, deren kleine Hütte in der Nähe der Villa lag. Der Ernährer der Familie war ein Maurer, der bis dahin immer sein gutes Auskommen gehabt hatte, aber vor einigen Tagen von einem Gerüste herabgestürzt war und nun hilflos in seiner unsauberen Hütte lag. Seine Frau mußte ich bei fremden Leuten mit Waschen beschäftigen, damit sie nicht verhungerten; die Kinder waren noch klein und andere Leute bekümmerten sich nicht um sie.

„Die armen Mensch,“ sagte die Fürstin; „es ist unsere Pflicht, daß wir hingehen und ihnen helfen.“

Das war es, was Orlando beabsichtigte; sie sollte irgend eine Zerstreuung haben. Sie erkundigte sich nun ganz genau, wie die Leute hießen und wo ihre Hütte lag; dann füllte sie einen Korb mit Lebensmitteln und hieß Marietta sie begleiten. Paolo mußte den Korb tragen. Hinter der Villa ging ein schmaler Fußsteig ins Thal hinab. Diesem folgten sie und gelangten nach kurzer Zeit zu einem elenden, aus Pfählen und Lehm gebauten Häuschen. Ein paar halbnackte Kinder liefen umher und schrieten nach Brot, obschon sie recht gut wußten, daß sie nichts erhalten konnten, bis die Mutter nach Hause kam.

Das kleinste Mädchen lief Paolo entgegen, deutete auf den Korb und fragte: „Hast Du etwas, was gegessen werden kann?“

„Jawohl, mein Kind,“ gab die Fürstin statt seiner zur Antwort, „wenn Du Hunger hast, so sollst Du etwas haben. Setz’ Dich nur auf den Stein dort.“

Das Kind setzte sich sogleich nieder und hielt die Hände auf, und die Fürstin legte ihm Brot und Fleisch hinein. Auch das andere Mädchen kam nun, und es erhielt ebenfalls zu essen. Während sie sich’s schmecken ließen und die Augen immer auf den Korb gerichtet hatten, fragte die Fürstin nach ihrer Mutter.

„Sie ist da unten in Frascati im Waschhause,“ gab das eine Mädchen zur Antwort, „und sie kann erst spät am Abend wieder kommen. Dann aber bringt sie Brot mit, und wir essen, bis kein Brösel mehr da ist.“

„Und wer sorgt in der Zeit für Deinen Vater?“

„Niemand, aber gestern ist Tante Bassano gekommen, um die Stube zu kehren und den Vater zu waschen. Sie hat gesagt, sie wolle jetzt alle Tage kommen, aber Tante Bassano ist selbst ehr arm und sie kann kein Brot mitbringen.“

„Wer ist Tante Bassano?“

Das Kind rief voll Verwunderung aus: „Wie, Du kennst Tante Bassano nicht? Dann bist Du gewiß niemals krank gewesen. Sie geht zu allen

Kranken in der ganzen Umgegend, und damit sie etwas zu essen hat, näht sie die halbe Nacht für Geld. O, Du solltest einmal sehen, was für eine gute Frau das ist.“

Die Fürstin war in der That begierig, die gute Frau kennen zu lernen und begab sich mit Marietta und Paolo in das Hüttchen. Es bestand nur aus einem einzigen Raume; an der Wand lag der Kranke auf einer Strohschütte und ächzte vor Schmerzen. Eine Frau in schlechter Kleidung und mit welken, abgemagerten Zügen stand vor ihm und sprach ihm Trost zu.

„Wo soll der Trost herkommen,“ entgegnete der Kranke, „wenn ich zusehen muß, wie sich meine Frau zu Tode arbeitet und meine Kinder ganz verwildern?“

„Aber, mein Freund, wir haben alle unsere Not, und wir dürfen niemals vergessen, daß unser Heiland von allen Menschen am meisten gelitten hat.“

Als die Fürstin sich dem Bette näherte, trat sie bescheiden zurück und verließ die Hütte. Der Kranke war eines so vornehmen Besuches nicht gewärtig; er schämte sich seiner Klagen und sagte zur Entschuldigung nur: „Wir armen Leute sind übel daran, wenn wir nicht Herr unserer Glieder sind, denn wir müssen unseren Unterhalt mit körperlicher Arbeit verdienen.“

„Ist Ihnen bei dem Falle etwas gebrochen, lieber Mann?“

„Jawohl, Hoheit, der rechte Arm, und wenn er steif bleibt, wie ich vermute, so wird die Not immer größer werden.“

„Welchen Arzt brauchen Sie?“

„Keinen, Hoheit, die Ärzte sind nicht umsonst zu haben. Meine Frau hat den Arm zusammengebunden so gut sie es verstand, aber sie ist kein Doktor, und deshalb müßte ein Wunder geschehen, wenn es gut ginge.“

Die Fürstin sprach eine Weile leise mit Marietta, dann wandte sie sich wieder an den Kranken und sprach: „Ohne Arzt können Sie nicht wieder gesund werden; auch müssen Sie bessere Pflege und Nahrung haben, darum schlage ich Ihnen vor, bis zu Ihrer Wiederherstellung in meiner Villa zu wohnen. In einem Nebenflügel giebt es leere Räume genug, und es soll Ihnen weder an Pflege und guter Nahrung, noch an ärztlichem Beistand mangeln.“ –

„O, ich danke Ihnen tausendmal für Ihr Güte, Hoheit, aber ich kann keinen Gebrauch davon machen, weil die Kinder dann noch weniger Aufsicht hätten, als jetzt. Ich kann ihnen freilich auch jetzt nicht nachlaufen, aber doch mitunter ein Wort zu ihnen sprechen.“

„Ich hatte mir gedacht, daß die Kinder mitgingen, lieber Mann; außerdem wäre es mir auch angenehm, wenn Ihre Frau nach oben käme, denn ich kann mir vorstellen, daß sie am besten

mit Ihren Bedürfnissen bekannt ist.“

„Nein, nein, Hoheit, das geht nicht. Wir armen Leute passen nicht in ein so vornehmes Haus; wir würden Ihnen durch unsere bäurischen Angewohnheiten und plumpen Manieren viel Verdruß machen.“

Die Fürstin aber bestand darauf und sagte: „Ich hoffe, daß Ihre Frau nichts dagegen hat. Morgen früh schicke ich zwei bediente, welche Sie tragen sollen. Kinder und Mutter aber müssen mitkommen.“

Der Kranke war zu Thränen gerührt und küßte ihr die Hand. „Verzeihen Sie, Hoheit, daß ich so plump und kurz angebunden war. Ich wußte nicht, daß es auch reiche Leute giebt, welche mit den Armen Mitleid haben.“

Die Fürstin reichte ihm eine stärkende Speie, ließ ihn ein paar Tropfen des besten Weines trinken und setzte dann den Korb neben sein Lager, noch einmal ausdrücklich betonend, daß sie ihn morgen holen lasse.

Wie sie versprochen hatte, so geschah es auch: am folgenden Morgen war die ganze Familie in den Seitenflügel der Villa einquartiert. Der Arzt untersuchte seinen Körper und besonders den gebrochenen Arm, dann sagte er: „Steif bleibt der Arm nicht, aber es war doch die höchste Zeit, daß nach demselben gesehen wurde. Vor allen Dingen ist es notwendig, daß wir Ihnen einen Gipsverband anlegen, damit die Knochen wieder zusammenwachsen können. Wenn alles gut geht, können Sie in sechs Wochen wieder Ihrer Arbeit obliegen. Sie haben hier alles, was Sie bedürfen und können Ihrer Heilung ruhig entgegensehen.“

Die arme, von schweren Sorgen niedergedrückte Frau war unaussprechlich glücklich, und mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit besorgte sie die Anweisungen des Arztes. Auch die Fürstin kam täglich und sah zu, daß es ihm an nichts gebrach.

Marietta nahm sich hauptsächlich der Kinder an. Zuerst sorgte sie für anständige Kleider, dann begann sie den Elementarunterricht mit ihnen. Zu ihrer Freude fand sie, daß die Mädchen nicht allein hübsche Anlagen, sondern auch den regsten Fleiß hatten und gern studierten.

Die Fürsorge für diese unglückliche Familie gaben den Gedanken der Fürstin eine andere Richtung, und sie hatte keine Zeit mehr, sich mit ihrem Schmerze zu befassen.

Eines Tages sagte sie zu Marietta: „Es giebt so viel Elend in der Welt, und wir haben nur ein einziges gemildert. Ich höre, daß augenblicklich in Rocca di Papa viel arme Leute krank sind und nur wenig Hilfe haben. Sollen wir nicht hingehen und nach ihnen sehen!“

Marietta war vollständig damit einverstanden, und Paolo freute sich recht innig, daß seine Herrin es so gut mit den Armen meinte und

selbst zu ihnen hinging. Also beluden sie einen Esel mit gutem Wein und schmackhaften Gerichten und machten sich zu Fuß auf den Weg.

Gleich im ersten Hause, wo ein Kranker lag, stießen sie auf Tante Bassano. So war es auch in den übrigen, und wo sie nicht persönlich anwesend war, da erzählte man, daß sie dagewesen und auf die eine oder andere Weise gesorgt hatte. Überall setzte man hinzu: „Sie ist eben so arm, wie wir, aber sie arbeitet des Nachts, um am Tage den Leidenden beizustehen.“

„Meine liebe Marietta,“ sprach die Fürstin, „wir thun uns viel zu gute auf unseren Stand und unser Geld, aber was nützen wir damit, wenn wir uns nicht persönlich opfern, wie die arme Tante Bassano?“

Nachdem vier Wochen vergangen waren und sich seine Kranken mehr fanden, da wollte sie die prächtige Frau näher kennen und erkundigte sich bei der Familie im Seitenflügel nach ihrer Wohnung und ihren Verhältnissen.

„Wir wissen nur, daß man sie allgemein Tante Bassano heißt und daß sie in Rocca di Papa zu Hause ist,“ gaben die Gefragten zur Antwort.

„Nun, so wollen wir sie dort aufsuchen, denn sie verdient es, gelobt und belohnt zu werden.“

Da die Fürstin ein wahres Verlangen hatte, mit der guten Frau näher bekannt zu werden, so ließ sie gleich die Pferde satteln und ohne Zeitverlust ritten sie hinüber. Als sie sich in Rocca di Papa nach Tante Bassano erkundigten, konnte jeder Bescheid geben. Sie wohnte etwas oberhalb der Kathedrale in einem Hüttchen, welches in der That für einen Hund zu schlecht war. Sie war nicht zu Hause, und sie mußten bis zum Abende in dem Café del Genio warten. Endlich kam sie, und als sie hörte, daß die Herrschaften auf sie warteten, begab sie sich sogleich in das Café und fragte, „ob sie zu einem Kranken wünschten.“

„Nein“, gab die Fürstin zur Antwort, „wir sind nur Deinetwegen gekommen, denn Deine Aufopferung hat unsere Bewunderung erregt und wir können es kaum fassen, daß Dein ganzes Leben im Wohlthun dahinfließt. Was treibt Dich, um für andere zu leben und Dich selbst hintanzusetzen?“

Das arme Weib schien Bedenken zu hegen, der vornehmen Frau eine Mitteilung zu machen. Sie wurde rot und blaß und zitterte wie Espenlaub. „Was sollten es für Beweggründe sein?“ sagte sie. „Der Himmel ist schwer zu erringen, und wir armen Leute sind nicht in der Lage, etwas andere zu thun, als unseren Nächsten beizustehen, so gut wir können.“

Die Fürstin sah wohl, daß ihre Worte nur eine Ausflucht waren und sie antwortete: „Liebe Frau, Ihre Handlung ist auf alle Fälle bewundernswürdig; aber ich meine, um sich so zu

opfern, muß irgend etwas auf unserem Lebenswege zugestoßen sein, was uns tief erschüttert hat.“ Die Verlegenheit der armen Frau wuchs noch, aber sie antwortete nicht.

Da nahm die Fürstin wieder das Wort und sprach: „Liebe Frau, ich war lange Jahre glücklich und hätte mit meinem Reichtume viel Gutes thun können, aber wenn ich alles zusammenrechne, was ich that, so wiegt es nicht eine einzige schlaflose Nacht auf. Später traf mich ein großes Unglück, ich verlor auf eine schreckliche Weise meinen Gatten. Erst jetzt lernte ich den Unwert irdischer Güter erkennen, aber von Ihnen mußte ich noch lernen, was Wohlthun ist. Wenn ich mein ganzes Vermögen für die Armen und Leidenden hingäbe, so könnte ich mich doch nicht mit Ihnen messen, denn Sie darben und opfern dennoch Zeit und Kraft.“

„Hoheit,“ entgegnete die Frau, „wenn Sie in meine Vergangenheit schauen könnten, so würden Sie mich weniger günstig beurteilen. Sie würden finden, daß insofern Eigennutz im Spiele ist, als ich für mich und meinen verstorbenen Mann Sühne zu bringen habe. Ihre liebevolle Teilnahme flößt mir Vertrauen ein und deshalb will ich kein Geheimnis vor Ihnen haben. Früher hatten ich und mein Mann eine Wirtschaft hier im Orte, aber bei dem geringen Besuche kamen wir nicht vorwärts, sondern lebten in kümmerlichen Verhältnissen. Mein Mann hatte viel Verbindung mit Leuten, welche mir kein Vertrauen einflößten, und ich machte ihn darauf aufmerksam, aber er war für meine Ermahnungen unzugänglich. Als meine Bitten nicht fruchteten, da schwieg ich still und ließ die Sachen gehen wie sie gingen. Ich sah recht gut, daß Dinge ins Haus kamen, die nicht mit Recht erworben waren, aber ich begnügte mich mit leisen Vorstellungen, und als auch diese nicht halfen, zehrte ich mit von dem unrechten Gute. Leider wurde das Leben meines Mannes von Tag zu Tag schlimmer, besonders seit er mit einem gewissen Stefano bekannt geworden war. Die Leute warnten mich vor demselben, denn dieser Mensch hatte einen schlechten Ruf; aber mein Mann hörte nicht auf meine Worte, sondern schlug mich und verbot mir, dabei zu sein, wenn Stefano komme. Manchmal gingen sie zur Nachtzeit aus, aber ich wurde von ihrem Treiben nichts gewahr; jedoch konnte ich an dem in unserem Hause herrschenden Überflusse wohl merken, daß unrechte Dinge vorfielen.“

In einer Nacht, als Stefano bei ihm gewesen war, verließ er plötzlich das Haus, ohne mir zu sagen, wohin er sich wendete. Mir ahnte nichts Gutes, aber ich hatte keine bestimmte Vorstellung. Zwei Tage später kam ein reitender Sbirre nach Rocca di Papa und forderte mich auf, ihm nach Rom zu folgen. Ich that es mit schwerem

Herzen, denn mir ahnte nichts Gutes. In Rom wurde ich in das Gerichtsgebäude geführt. Dort lagen zwei Leichen. Als ich an dieselben geführt wurde, schwanden mir die Sinne, denn ich erkannte in den beiden Toten Stefano und meinen Mann. Ich kam wieder zur Besinnung und man stellte mir die Frage, ob es wirklich mein Gatte sei. Ich mußte es bejahen, und nun fragte ich einerseits, wie er ums Lebens gekommen sei. Man sagte mir, sie hätten sich vor Porta del Popolo gegenseitig angegriffen und ihre Stiche hätten den Tod beider zur Folge gehabt. Ich sollte nun angeben, in welchem Verhältnisse sie zu einander gestanden. Das that ich ohne Umschweife, aber es genügte den Richtern nicht; sie sagten, die beiden Toten hätten gemeinschaftlich ein Mädchen geraubt, um von den Eltern ein hohes Lösegeld zu erhalten.“

Die Fürstin war bei der letzten Äußerung totenblaß geworden und Marietta zitterte bei dem Andenken an ihre damalige Gefangenschaft.

Tante Bassano fuhr fort: „Es gab einen langen Prozeß und es wurden Leute hineingezogen, an die früher niemand gedacht hatte. Auch ich gehörte zu den Angeklagten, aber da sich meine Unschuld bald herausstellte, so wurde ich entlassen. Bald nachher wurde mir alles verkauft und ich mußte mich mit Waschen und nähen ernähren. Sehen Sie, Hoheit, was ich thue, geschieht, um meine Schuld abzuwaschen und um die meines Mannes in etwa zu sühnen.“

Sie schwieg und weinte leise, während die Fürstin und Marietta sich einander mit bewegten Gesichtern anschauten.

Nach einer Weile fuhr Tante Bassano fort: „Hoheit, ich habe später wohl in Erfahrung gebracht, daß die Geraubte dieses Fräulein war, und ich bin tausendmal im Begriffe gewesen, mich Ihnen zu Füßen zu werfen und Ihnen zu sagen, daß ich selbst keinen Teil an dem Verbrechen hatte; aber die Furcht hielt mich zurück. Ich dachte, Sie würden mir keinen Glauben schenken, sondern mich für eine Lügnerin halten.“

Nun fiel sie vor der Fürstin nieder und beteuerte ihre Unschuld in den rührendsten Ausdrücken.

Die hohe Frau hob sie auf und sprach: „Beruhigen Sie sich, denn ich glaube Ihnen. Auch wenn Sie schuldig wären, hätte ich längst verziehen.“

Das arme Weib war übergücklich und wußte nicht genug Worte zu finden, um zu danken.

Die Fürstin nahm nun wieder das Wort und sprach: „Von Dir mußte ich erst lernen, wie viel man anderen thun kann. Höre nun meinen Plan und sage mir, was Du davon hältst. Es giebt hier in der Umgegend oft große Not und es mangelt an Hilfe; darum halte ich es für ein ersprießliches

Werk, wenn wir den Kranken und Elenden beistehen. Auf meinem Landsitze ist hinreichend Platz, um eine Anzahl von würdigen Personen aufzunehmen, und ich bin geneigt, es zu thun, wenn Du Hand in Hand mit mir gehen willst. Ich würde Dir die Aufsicht und Verpflegung übergeben und für alles Notwendige sorgen. Was hältst Du davon?“

Tante Bassano küßte ihr die Hand und sprach: „Der liebe Gott hat Ihnen einen vortrefflichen Gedanken eingeflößt. Verwirklichen Sie denselben und Sie werden Gotteslohn davon haben; aber mir deucht, Sie sollten nicht Ihre Villa dazu nehmen, sondern eines Ihrer Häuser in Frascati, weil Sie dort Arzt und Apotheker näher haben, besonders aber, weil dort Priester in der Nähe sind, welche den Kranken und den Sterbenden dort leichter beistehen können.“

„Dein praktischer Sinn hat das Richtige gefunden,“ antwortete die Fürstin. „Neben dem Dome St. Pietro in Frascati besitze ich ein geräumiges Haus mit vielen Zimmern. Es liegt augenblicklich leer und eignet sich ganz vortrefflich zu dem Zwecke. Komme morgen zu mir, wir wollen hinabgehen und die Sache zusammen überlegen.“

„Das ist zu viel Ehre für mich,“ sprach Tante Bassano, „aber ich werde kommen, um Befehle von Ihnen zu empfangen.“

Die Fürstin und Marietta verabschiedeten sich; auf dem Heimwege sprachen sie noch lange von der wunderbaren Fügung Gottes, welche ihnen diese arme Frau in den Weg geführt und dadurch einen fruchtbaren Gedanken angeregt hatte. „So kann aus dem Bösen Gutes erwachsen,“ sagte die Fürstin. „Hätten wir diese Frau nur als die Gattin eines Mannes kennen gelernt, der mir einst mein liebes Kind rauben half, so würden wir ihr vielleicht geflucht haben. Jetzt aber, wo wir ihre Tugenden kennen, bestreben wir uns, ihr nachzueifern.“

Paolo hatte alles vernommen, aber es stimmte ihn nicht zur Freude, sondern zur Trauer. „Mein Gott,“ dachte er, „sie hat nichts verbrochen und doch opfert sie ihr ganzes Leben, um die Verbrechen ihres Mannes zu sühnen. Wenn sie so viel für fremde Schuld thut, wie werde ich vor Gott mit meiner eigenen bestehen?“

Unaufhörlich dachte er nach, was er thun könnte, aber es fiel ihm nichts ein, als Fasten und Almosen geben. Was war das aber gegen ihr Opfer? Nichts!

Am folgenden Tage kam Tante Bassano, und die Frauen gingen mit ihr hinab nach Frascati um das Haus in Augenschein zu nehmen. Sie fanden es vortrefflich geeignet; auch der Arzt und der Geistliche, welche sie hinzuzogen, und die das Unternehmen mit großer Freude begrüßten, fanden das Haus, seine Lage und Einrichtung

gut und zweckmäßig, und erklärten sich bereit, der Anstalt ihre Kräfte zu widmen.

Sie brauchten gar nicht lange auf Kranke zu warten; sie kamen ungerufen herbei und wurden gern angenommen. Marietta errichtete neben dem Krankenhause noch eine Schule, in welcher alle verwahrlosten Kinder Aufnahme fanden. Sie selbst leitete diese Schule und umgab sich mit geeigneten Hilfskräften. Es kam ihr weniger darauf an, daß sie nach dem modernen Geschmacke der Zeit vielerlei Wissenschaften und Künste lernten, sondern daß sie gut und religiös erzogen wurden.

„Wenn sie später Männer und Frauen sind,“ sagte sie, „so werden sie vorteilhaft auf ihre Kinder und Mitmenschen wirken, und wenn auch Gottes Hand hilft, so werden wir in späterer Zeit weniger über Mordthaten und andere Verbrechen zu klagen haben. Wir tragen durch das Krankenhaus zur Heilung des Körpers und durch die Schule zur Heilung der Seele, und so werden wir das Glück haben, geistig und körperlich gesunde Menschen zu erziehen.“

IX

Die Fürstin lebte unter der Beschäftigung mit ihren Kranken wieder auf, und die angenehme Aufregung trug auch dazu bei, daß sie ihren Körper leichter fühlte, aber sie täuschte sich, wenn sie glaubte, die Gesundheit sei zurückgekehrt. Diese machte im Gegenteile Rückschritte und die Zeit war nicht mehr fern, wo sie selbst eine Ahnung von ihrem bevorstehenden Tode empfand. Eine große Unruhe trieb sie hin und her und sie verlangte, nach Rom zurückzukehren, wo sie zwar weniger gute Luft, aber mehr Bequemlichkeit fand. In Frascati konnte sie jetzt ohnehin entbehrt werden, denn dort war alles zum besten eingerichtet und auch Vorsorge getroffen, daß die beiden Anstalten segensreich fortwirkten. Also zogen sie eines Tages von dannen, und die Fürstin hing bei ihrer Abreise einen Schleier über ihr Bild, „denn,“ sagte sie, „man wird mich nicht mehr lebend in meiner Villa sehen.“

In Rom angekommen, berief sie ihren Verwalter und trug ihm auf, innerhalb acht Tagen ein Verzeichnis ihrer Güter, Häuser etc. anzufertigen und es ihr vorzulegen. Ein solches Verzeichnis war schon vorhanden; er brauchte es bloß abzuschreiben. Eines Abends, als sie mit Marietta in der Bibliothek saß, holte sie es hervor und sprach in wehmütigem Tone: „Mein Kind, wenn ich gestorben bin, dann fallen Dir alle diese Reichtümer zu und Du bist ihre unumschränkte Herrin. Ich wünsche jedoch, daß unsere Villa und unsere Häuser in Frascati der dortigen

Krankenanstalt und Schule zukommen. Nicht wahr, Du bist damit einverstanden?“

Marietta bedeckte die Augen mit den Händen und begann zu schluchzen. „Mutter,“ sagte sie, „Du wirst noch nicht sterben, denn Du hast noch kein hohes Alter erreicht.“

„Doch, mein Kind,“ gab sie zur Antwort; „ob schon ich noch nicht alt bin, so hat mein Körper doch ausgedient und ich werde bald hinübergehen, um mich wieder mit Deinem Vater zu vereinigen. Das Sterben fällt mir nicht schwer, weil ich Leo wieder finde, aber das Scheiden von Dir ist schmerzvoll. Ich lasse Dich allein zurück und weiß nicht, welche Leiden Dir bevorstehen.“

„Ach, Mutter, wir sind alle in der Hand des Herrn!“ „Das ist auch mein Trost, mein liebes Kind; aber das Weib bedarf des männlichen Schutzes, sonst ist es, wie ein Rohr im Winde. Und nun, mein Kind, laß mich Dir etwas sagen: Graf Orlando wird um Deine Hand werben und ich werde ihm dieselbe nicht versagen, wenn Du ihm Deine Neigung schenken kannst. Er ist von angenehmem Äußern, von guter Geburt und vortrefflicher Erziehung und sein Vermögen kommt dem Deinigen wenigstens gleich. Ich meine also, daß ich ruhig dem Tode entgegengehen könnte, wenn ich Dich unter seinem Schutze wüßte. Was sagst Du dazu, mein Kind?“

„Ach, Mutter,“ antwortete Marietta, „Orlando ist mir lieb und wert, und ich glaube kaum, daß ich einen besseren Gatten wählen könnte; auch bin ich ihm von Herzen zugethan, aber ich werde mich nicht verheiraten, bis Du wieder gesund bist.“

„O, mein Kind, dann würdest Du eine alte Jungfrau werden, denn ich gebe Dir die Versicherung, daß ich von dieser Krankheit niemals genesen. Der Tod sitzt mir im Herzen und wird mich bald abberufen.“

Dieses Gespräch ließ im Herzen des jungen Mädchens zwei verschiedene Gefühle zurück. Der voraussichtliche Tod der lieben Mutter machte sie unaussprechlich traurig und sie konnte sich die Zukunft nur wie einen schweren Traum vorstellen; die Aussicht auf die Hand des Grafen Orlando konnte diese Trauer zwar nicht aufheben, aber sie sagte sich doch, daß er der einzige Mensch auf der Welt sein würde, bei dem sie sich ausweinen könne und der ihre Trauer zu würdigen wisse.

Während sie sich noch mit diesem Gedanken beschäftigte, trat Orlando ein und nahm der Fürstin gegenüber Platz. Teilnehmend erkundigte er sich nach ihrer Gesundheit und drückte die Hoffnung aus, daß sie bald wieder ganz genesen werde.

„Ihre Hoffnung wird nicht in Erfüllung gehen,“ sprach sie; „ehe die Römer von den Ber-



gen heimkehren, wird mein Herz zu schlagen aufhören. Es ist übrigens gut, daß sie davon sprechen, damit vor meinem Tode noch mein Lieblingswunsch ausgeführt werde. Sie haben mir oft gesagt, daß Sie mein Kind lieben, und ich habe diese Erklärung nicht ungern gehört, weil ich glaube, daß Marietta ein recht glückliches Leben mit Ihnen führen wird. Ihrem Wunsche gemäß habe ich mit Marietta gesprochen und erfahren, daß sie Ihre Zuneigung haben. Es liegt also nichts im Wege, daß Sie sich mit ihr verloben. Bis zum Winter wird hoffentlich mein Leben dauern, und dann soll Hochzeit sein, die ich mit allem Glanze gefeiert wünsche.“

Orlando und Marietta reichten sich die Hand; sie machten nicht viel Worte, denn sie wußten ja, daß sie sich liebten, und da bedurfte es keiner gegenseitigen Versicherungen und Beteuerungen. Orlando sagte nur: „Ich werde Dir ein guter Gatte sein, denn ich schätze Deine geistigen Eigenschaften und weiß, daß ich mich an Deinen Tugenden versündigte, wenn ich Dich nicht mehr liebte, als mich selbst.“

Marietta gab keine Antwort, aber sie errötete und in ihren Augen war zu lesen, daß sie ihm eine brave Gattin sein wollte.

Die Fürstin zog die Klingel, welche zu Paolos Zimmer führt; er sollte der erste sein, welcher die Neuigkeit erfuhr, denn sie pflegte alle wichtigen Dinge mit ihm zu besprechen.

„Paolo,“ sagte sie bei seinem Eintritte: „Du hast Marietta immer wohl gewollt, darum wirst Du Dich auch freuen, zu hören, daß sie mit dem Grafen Orlando verlobt ist.“

Der Diener war froh und bestürzt zugleich, froh, weil er den Grafen hochschätzte, bestürzt, weil sich nun wieder ein neues Glied in die lange Kette des Betruges, den er in den Thermen des Caracalla begonnen, einfügte.

Die Tochter des armen Mannes, sein Kind, welches nach dem natürlichen Laufe der Dinge einen Mann aus dem Volke geheiratet hätte, sollte eine Gräfin werden, und er mußte es zulassen. O, wie nahe war er daran, das Geheimnis zu entdecken, um weiteres Unrecht von sich abzuwälzen! Aber er konnte es in diesem Augenblicke nicht; es war ihm nicht möglich, die stüßen Träume des Glückes mit einem einzigen Schlag zu zerstören und sein Kind von der höchsten Höhe der bürgerlichen Gesellschaft in die tiefste Schichte derselben hinabzuziehen. Er wollte auf eine bessere Zeit warten; auch hielt er es nicht für unmöglich, daß noch ein Hindernis komme oder daß der Graf, wenn er später alles erfahre, über die niedrige Herkunft seines Kindes hinwegsehen werde.

Alle diese Gedanken hatten sich in eine kurze Sekunde zusammengedrängt. Seine Bewegung niederdrückend, wünschte er beiden viel Glück und schüttelte ihnen die Hände.

„Paolo,“ wandte sich die Fürstin wieder an ihn, „gehe nun zu meinem Hausmeister und sage ihm, daß die Verlobung heute über zwei Monate festlich begangen werden soll. Ich wünsche, daß er mir einen Plan vorlegt, wie er sich die ganze Festlichkeit vorstellt. Wenn er denselben angefertigt hat, so soll er ihn mit Dir durchgehen, und erst dann, wenn ihr beide euch geeinigt habt, soll er mir vorgelegt werden. Mein Kopf ist leidend und ich kann mich nicht anhaltend mit Nachdenken beschäftigen.“

Paolo begab sich in die Stube des Hausmeisters und machte ihn mit dem Auftrage der Gräfin bekannt. Der Mann hielt die Mitteilung für einen schlechten Scherz, aber Paolo versicherte ihm, daß er die volle Wahrheit spreche.

„Es ist gut,“ sagte er dann mit wichtiger Miene, „ich werde ein Programm aufstellen, wie in Rom noch keines gehört worden, und ich hoffe, Du wirst mir meine Pläne nicht durchkreuzen, um ein paar hundert Scudi zu sparen.“

„Sie brauchen sich nicht zu fürchten,“ entgegnete Paolo, „denn die Fürstin denkt nicht ans Sparen; die Feier soll nur des fürstlichen Hauses würdig sein.“

Kaum hatte sich Paolo entfernt, so eilte der Hausmeister in die Leinwandkammer, wo ich Sabina, Bonella und Angela befanden. „Wenn mir jede von euch einen Scudi giebt, so teilte ich euch die neueste Neuigkeit mit,“ rief er.

„Einen Scudi?“ fragte Bonella; „Deine Neuigkeiten sind in der Regel keinen Soldo wert.“

„Wenn Du es auch von diesen glaubst, so

behältst Du Deinen Scudo und ich meine Neuigkeit.“

„Einen Scudo würde ich nicht geben,“ sprach Angela, „aber seine Neuigkeit möchte ich doch wissen, und ich bitte ihn recht schön, uns zu sagen, was es giebt.“

„Ja, ich bitte ebenfalls recht schön,“ sprach Sabina.

„Nun, das läßt sich schon anders an, und ich werde es euch beiden sagen, wenn sich Bonella die Ohren zuhält.“

Bonella hielt sich lachend die Hand vor die Ohren; der Hausmeister warf sich in die Brust und sprach: „Unsere junge Fürstin hat heute dem Grafen Orlando das Jawort gegeben und ich soll die Verlobungsfeier einrichten.“

„Was?“ riefen alle drei zu gleicher Zeit, „hast Du Dir keinen Bären aufbinden lassen?“

„Nein,“ sagte er stolz, „der Hausmeister läßt sich keinen Bären aufbinden; dafür ist er zu klug und zu gebildet. Ich wollte euch nur um einen Punkt des Programms befragen. Nicht wahr, ihr seid doch damit einverstanden, daß die männliche Dienerschaft neu equipiert wird und –“

„Und daß die weiblichen ebenfalls neue Kleider erhält,“ rief Sabina.

„Das wollte ich eben sagen,“ versetzte er lachend.

„Nun, dann sind wir mit dem Programm einverstanden; denn die übrigen Punkte haben für uns weniger Interesse,“ sprach Sabina lachend.

Noch in derselben Minute wußten alle Leute im Palazzo die große Neuigkeit, denn sie brannte dem Hausmeister unter den Füßen, und er lief so lange von einem zum anderen, bis der niedrigste Schuhputzer in das Geheimnis gezogen war. Dann begab er sich in seine Stube, schloß die Thüre ab, um ungestört zu sein, und gab seiner Phantasie freies Spiel. Dem großen Manne, schwebten tausend Dinge vor. Alle Verlobungen von der Kaiserzeit bis auf den heutigen Tag gingen vor seinem Geiste her, und er komponierte Dinge, deren Ausführung das ganze fürstliche Vermögen gekostet hätte.

In seiner Freude lief er hinüber zu Paolo und begann demselben das bunte Bild eines Brautzuges nach St. Pietro al Vaticano vorzumalen. Alle Wagen der Vornehmen Roms sollten in demselben figurieren; er sollte mit einem Worte ein Zug werden, der den großen Triumphzügen der Imperatoren nichts nachgab. Und dann –

„Und dann,“ unterbrach ihn Paolo, „wird von dem fürstlichen Vermögen der letzte Scudo ausgegeben sein, und die jungen Leute können sich nachher mit der Rückerinnerung den Hunger stillen. Du vergisdest überhaupt, daß wir es nicht mit einer Vermählung, sondern mit einer Verlobung zu thun haben. Die Fürstin ist krank, wie Du weißt, und wenn sie die Verlobung auch

ihrem Stande angemessen gefeiert haben will, so müssen doch alle rauschenden Vergnügungen ausgeschlossen bleiben.“

Der Hausmeister war ob einer so spießbürgerlichen Ansicht zwar ein wenig beleidigt, aber bei näherer Inbetrachtung wollte es doch auch ihm bedünken, daß ein allzu großer Pomp das kranke Gemüt der Fürstin nur unangenehm berühren könne. Das Programm, von dessen Einzelheiten wir hier keine Erwähnung thun wollen, wurde hin und her beraten, und es schließlich so festgestellt, daß es dem Hausmeister zu wenig und dem Paolo zu viel enthielt. Da es aber den Beifall der Fürstin fand, so durfte nichts mehr daran geändert werden.

Die Leser erinnern sich wohl noch des Kleiderkünstlers Blandetti. Er spielte eine Hauptrolle bei der Sache, denn der Hausmeister hatte durchgesetzt, daß die ganze Dienerschaft neu gekleidet wurde. Das Männlein war nicht wenig stolz darauf, und er sagte es jedem Kunden, der in seinen Laden kam. In seiner Natur war nicht allein die Schneiderei, sondern auch die Aufschneiderei begründet und so wurde aus den Anzügen mindestens die vierfache Anzahl. Seine Gesellen hielten sich den Bauch vor Lachen, denn das Männlein sprang, trotz seiner Jahre über Tisch und Bänke wie ein Jüngling. Die Schere ging unaufhörlich durch das Tuch und bei jedem Anzuge erzählte er die Geschichte desjenigen, der ihn tragen sollte. Als er an Paolos Gewand kam, hielt er inne und sprach: „Der Mensch ist ein Muster von treuer Dienerschaft geworden. Als ich ihn zuerst unter den Händen hatte, dachte ich, er sei kaum gut genug, um die Achsen der fürstlichen Wagen zu schmieren; aber so kann sich auch ein sonst so vernünftiger Mann täuschen, denn ich sage euch, Paolo steht bei der Fürstin besser angeschrieben, als der Hausmeister und der Sacerdote des Palazzo. Sie hört auf seinen Rat, wie auf ein Evangelium, und ich bin fest überzeugt, daß Graf Orlando die junge Fürstin nicht bekäme, wenn es Paolo nicht haben wollte.“

Wir übergehen die Verlobung selbst und erwähnen nur, daß sich die ganze vornehme Welt von Rom und der Umgegend bei derselben einfand. Alle fanden, daß das Paar zu einander paßte und es gab keinen, welcher ihnen nicht eine glückliche Ehe voraussagte.

Die Fürstin hatte bestimmt, daß die Hochzeit nicht lange hinausgeschoben werden sollte, denn sie wollte noch dabei sein und die Kinder vereinigt wissen, ehe sie das Haupt niederlegte; deshalb gab sie auch die Aussteuer gleich in Arbeit. Marietta meinte zwar, es sei nicht nötig, daß auch nur ein einziges Kleid gemacht werde, denn es sei alles in reichster Fülle vorhanden; aber die Fürstin ließ nichts davon ab, und es

wurde eine ganze Schar von Näherinnen in Arbeit gesetzt.

Eines Morgens konnte die Fürstin nicht mehr aus dem Bette aufstehen. Lange war sie von der Aufregung aufrecht erhalten worden, aber diese Aufregung war zu stark gewesen, und nun waren plötzlich ihre Kräfte erschöpft.

Bonella kam mit traurigem Gesichte in Mariettas Zimmer und bat sie, zur Mutter zu kommen.

Als sie eintrat, streckte ihr die Fürstin mit einem trüben Lächeln die Hand entgegen. Der Schweiß stand ich in dicken Tropfen auf dem Gesichte und die Augen waren tief in die Höhlen eingesunken. „Mein Kind,“ sprach sie mit leiser Stimme, „es scheint, daß der Tod noch früher kommt, als ich ihn erwartet habe.“

Marietta drückte ihre magere Hand an den Mund, bedeckte sie mit Küssen und begann laut zu weinen.

„Tröste Dich, mein Kind,“ sprach die Fürstin, „denn es widerfährt mir nichts Übles. Ich gehe hinauf zu meinem Gatten, und er wird sich freuen, mich wiederzusehen. Die Erde ist schön, und man stirbt nicht gern, solange noch eine Blüte der Hoffnung aufrecht steht, aber wenn Alter und Gebrechen kommen, wenn einem das Liebste geraubt ist, dann kommt der Tod wie ein Erlöser. Du allein könntest mich noch an die Erde binden, aber seitdem Du einen Beschützer hast, brauche ich keine Sorge mehr zu haben. Sterben müßte ich ja doch; ob es nun einen Moment früher oder später geschieht, was liegt daran? Stünde es besser um mich, wenn ich alt und gebrechlich umherwandelte und meiner Glieder nicht mehr mächtig wäre? Nein, mein Kind, es ist so besser, und für Dich liegt ein Trost darin, daß ich gern sterbe.“

Der Priester kam und blieb lange bei der Kranken; als er wieder aus dem Gemache trat, nahm er die weinende Marietta bei der Hand und lispelte: „Die schöne Seele Ihrer Mutter wird bald einen Wohnsitz im Himmel haben. Wenn Sie sich noch mit ihr unterreden wollen, so versäumen Sie keine Zeit.“

Marietta wankte in das Sterbegemach und kniete vor dem Bette nieder.

„Steh' auf, mein Kind, und setze Dich mir gegenüber,“ sprach die Mutter mit kaum wahrnehmbarer Stimme; „ich möchte Dich in meinen letzten Augenblicken nicht traurig sehen.“

Die Weinende erhob sich, rückte einen Sessel an das Bett und trocknete ihre Thränen.

„Mein Kind,“ fuhr die Fürstin fort, „alle meine Reichtümer gehören Dir, und Du sollst Dich ihrer bedienen und fröhlich davon leben; aber vergiß auch der Notleidenden nicht. Doch, es ist nicht nötig, daß ich Dir dieses anempfehle. Wenn ich gestorben bin, dann laß meine Leiche nach

San Onofrio hinaufbringen und sie neben den Überresten meines Gatten beisetzen. Auf mein Grab lege einen einfachen Denkstein mit meinem Namen, denn ich liebe das Gepränge nach dem Tode nicht. Wäre es ein prächtiges Grabmal, so würde man bewundernd vor demselben stehen bleibe, aber auf den einfachen Stein wird man niederknien und ein Gebet für den darunter Liegenden sprechen. Weiter habe ich keine Anordnungen zu treffen. Was sonst noch nötig wäre, zu sagen, das wirst Du in meinem Testamente finden. Nun nimm das Gebetbuch und lies mir die Sterbegebete vor.“

Marietta nahm das Buch und betete. Anfangs konnte sie vor schluchzen die Worte kaum aussprechen; aber nach und nach kam eine stille Ergebung über sie und sie betete mit einer solchen Andacht und Inbrunst, daß die Fürstin davon gestärkt wurde.

„Verlaß mich nun eine Weile,“ sprach sie, „denn ich will mich noch mit Gott unterreden.“

Marietta ging und die Sterbende faltete die Hände. „Sie darf den Kampf nicht sehen, den ich nun zu kämpfen habe,“ flüsterten ihre bleichen Lippen, „denn sie würde sich entsetzen und lange Zeit nicht mehr froh werden.“

Der Todeskampf begann und das Scheiden der Seele vom Leibe bereitete ihr furchtbare Schmerzen. „Herr, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ stießen ihre Lippen hervor, aber schon vernahm das Ohr nicht mehr, was der Mund sprach. Ihr letzte Blick fiel auf das Kruzifix, dann brachen auch ihre Augen; der eine Sinn schwand nach dem anderen und in kurzer Zeit war sie eine Leiche.

Marietta hatte draußen auf ihren Ruf gewartet; da aber alles still blieb, so öffnete sie leise die Thüre und trat an das Sterbebett. Ein einziger Blick zeigte ihr, was geschehen. Mit einem lauten Schrei sank sie zu Boden und eine tiefe Ohnmacht nahm ihr die Sinne. Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf dem Sofa, und Bonella wusch ihr die Schläfen mit einem stärkenden Wasser. Die Diener des Hauses aber knieten um das Sterbelager und beteten unter Schluchzen und Weinen.

Am untröstlichsten war Paolo; sie hörte ihn flüstern: „Ach Gott, warum lebe ich alter Sünder noch? Warum hast Du nicht mich statt ihrer zu Dir gerufen?“

Marietta mußte hinweggetragen werden, denn der Anblick der teuren Mutter brachte sie außer sich.

Im Palazzo herrschte die tiefste Ruhe und die halbgeschlossenen Jalousien sagten den Bewohnern der Straße, daß die Fürstin Pimelli von dieser Erde abgeschieden sei. Fremde, welche kamen, um den Garten und die Bildergalerie zu sehen, wurden abgewiesen; die Diener und Diene-

rinnen schlichen auf den Zehen durch die langen Korridore und wer eine Meldung zu machen hatte, der that es mit leiser Stimme. Im großen Bankettsaale lag die Leiche geschmückt, die Hände mit einem vom heiligen Vater geweihten Rosenkranze, die Stirn mit einem Kranze von frischen Rosen umwunden. Keine Spur des Todeskampfes war zurückgeblieben; sie lag mit engelhaften Zügen da, als wäre sie leise hinübergeschlummert. Um den Sarg aber standen hohe silberne Kandelaber, in denen dicke Wachskerzen brannten.

Am dritten Tage wurde die Leiche in einen bleiernen Sarg gelegt und dieser in einen hölzernen; dann wurde er hinabgetragen in den Vorhof, wo um den plätschernden Springbrunnen die drei hohen Palmen standen. Das Volk strömte in Haufen herbei, um den Sarg zu sehen, und es wurde ihnen gewährt bis die Glocken klangen und die Priester erschienen, um die Leiche einzusegnen. Als es geschehen war, fuhr der schwarze Totenwagen vor, und der Sarg wurde hinaufgeschoben und auf die Straßen gefahren. Eine große Schar von Mönchen mit verschleierten Gesichtern und brennenden Kerzen ging dem Wagen voran. Hinter demselben reiheten sich wieder andere Mönche an, dann folgten die Anverwandten, und diesen schlossen sich die vornehmen Römer, und zuletzt eine unzählbare Masse von Wagen an.

Vom Palazzo bis auf die Anhöhe von S. Onofrio, von der man eine schöne Aussicht über die ewige Stadt hat, waren die Neugierigen gefolgt. Hier aber wurden sie zurückgewiesen, denn man sah voraus, daß sie sich da oben zerquetschen würden, sie viele waren ihrer.

Langsam schwankte die Leiche hinauf und langsam folgten die Leitragenden bis auf den von Säulen getragenen Vorhof der Kirche. Die Thüre des Gotteshauses öffnete sich und die Träger setzten den Sarg vor dem Hochaltare nieder. Die Mönche von S. Onofrio sangen das Totenamt und besprengten die Leiche mit geweihtem Wasser, dann trugen sie dieselbe bis in die Mitte der Kirche. Hier lag ein schmuckloser Stein mit dem Namen: Leon Pimelli. Neben diesem Steine war zur Aufnahme des entseelten Körpers eine frische Gruft in den Boden Kirche gegraben, denn wie sie es verordnete hatte, sollte sie neben ihrem Gemahle ruhen.

Es war ein gar ergreifender Anblick, wie die Mönche den Sarg umstanden und in lauten Wechselgebeten und Gesängen den Körper der Gruft übergaben. „Du bist Staub und Asche gewesen und wirst auch wieder zu Staub und Asche werden!“ dachte so mancher, der bei der Beerdigung zugegen war, und ging in stiller Zerknirschung sein Leben durch, auf dem so viele Schuldflcken saßen, daß ihm angst und bange

wurde.

Paolo hatte sich neben den Sarg gekniet; er war so traurig und niedergeschlagen, daß es kaum Worte für seinen Schmerz giebt. Nun waren beide, die ihm so viel Gutes gethan, dahin. Ach, er hatte sie sterben lassen, ohne sich anzuklagen über den Mord an ihrem Vater, ohne sich anzuklagen über die Aussetzung seines Kindes. Wie sollte er gerechtfertigt dastehen, wenn der Tod auch ihn abrief und wenn der ewige Richter ihn zur Rechenschaft über sein Leben aufforderte?

Als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde und die Reste seiner guten Herrin in der Tiefe verschwanden, da glaubte er zu sterben, einen so heftigen Kampf fühlte er in seiner Brust.

Die Schollen fielen auf den Sarg hinab, das Grab füllte sich, die Mönche löschten die Wachlichter und verließen die Kirche, während Freunde des Hauses und neugieriges Volk noch die Gruft umstanden.

Paolo ging, in Gedanken versunken, die Via San Onofrio hinunter und sah und hörte nicht, was um ihn vorging, denn seine Seele war zu voll von Leid und Weh. Im Palazzo angekommen, begab er sich in sein Stübchen, und da er sich hier keinen Zwang anzuthun brauchte, so weinte er so bitterlich, daß ihm die Thränen zwischen den Fingern hindurchrieselten.

Langsamen Schrittes kam Marietta, in schwarzen Flor gekleidet, an seiner Loge vorüber und sah, wie er sich dem ungemessenen Schmerze hingab.

Sie wußte, daß es keine erheuchelte, sondern eine aufrichtige Trauer war, und das that ihrem Herzen so wohl, daß ihre Zuneigung zu dem alten Manne noch bedeutend wuchs.

„Paolo,“ sagte sie in traurigem Tone. Paolo richtete sich empor und wischte die Thränen mit den Händen ab, aber sie hörten darum nicht auf zu fließen. Sie trat zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter und sprach: „Mein Freund, außer Orlando habe ich nun niemand mehr, als Dich, auf den ich mich stützen kann. Orlando aber muß dem Haue der Trauer jetzt fern bleiben und ich bin auch Dich und Deine Treue allein angewiesen.“

„Hoheit werden in mir immer einen treuen Vater finden,“ sagte er, und war nahe daran, noch mehr hinzu zu setzen; aber wie es früher immer gewesen war, so auch jetzt; in dem Augenblicke, wo er sich ihr entdecken wollte, kamen ihm Bedenken und er schwieg.

„Komm mit mir,“ sprach sie; „ich möchte noch einmal all die trauten Plätzchen besuchen, wo ich mit der Verstorbenen so innige Seelenfreuden genossen habe; Du mußt mich begleiten, denn Du warst ja immer um mich, und Du hast an allen wichtigen Ereignissen meines Le-

bens teilgenommen.“

Sie gingen zusammen in den Garten und besuchten dort alle Orte, wo die Fürstin gern verweilt, dann gingen sie auch durch alle Zimmer des Palastes und es fehlte natürlich nicht an Schluchzen und Thränen. Nachdem sie noch einmal jedes Plätzchen begrüßt hatte, sprach sie zu Paolo: „Mein lieber Freund, ich kann jetzt nicht in Rom bleiben, denn alle meine Bekannten werden kommen, um mich zu trösten; aber es wird kein Trost sein, sondern sie werden die Wunde immer von neuem aufreißen und mich tausendmal zu Tode martern; darum will ich nach Frascati zu Tante Bassano. Nur meine Kammerfrauen sollen mitgehen, das übrige Dienstpersonal aber im Palazzo bleiben. Ehe wir gehen, will ich von Orlando für eine längere Zeit Abschied nehmen; gehe deshalb hinüber und bitte ihn, zu mir zu kommen.“

Als der betrubte Bräutigam kam, reichte sie ihm die Hand und sprach mit wehmütigem Tone: „Orlando, ich gehe nach Frascati, um in der Pflege meiner Kranken den Schmerz um die Mutter zu stillen. Deine Besuche würden der guten Sitte entgegenlaufen, darum bitte ich Dich, nicht nach Frascati zu kommen, bis das Trauerjahr vorüber ist.“

„Meine liebe Marietta,“ entgegnete er; „ich weiß, daß ich nicht kommen darf, aber es würde mir schwer fallen, in Rom zu verweilen und nicht zur Dir kommen zu dürfen, darum will ich mich in die Unmöglichkeit versetzen, Dich zu sehen. Schon längst hatte ich eine Reise nach der Nordküste von Afrika vor. Jetzt werde ich sie ausführen, und wenn ich zurückkehre, auf meinem Landgute in Palermo verweilen, bis Du mich rufst.“

Sie drückte ihm dankbar die Hand, dann nahmen sie Abschied voneinander und beide verließen Rom.

Tante Bassano befand sich zu Frascati in vollem Wirken, denn die Zimmer des Hauses waren mit Kranken gefüllt, auch die Schule mit Kindern besetzt, und der Pfarrer sagte: „Seitdem sie nicht mehr müßig herumlaufen und ihre Hände zum Betteln aufhalten, ist ein anderer Geist in sie gekommen, und ich glaube mit Sicherheit voraussagen zu können, daß diese Schule zum Segen der Jetzt- und Nachzeit gereichen wird.“

X

Ungefähr sechs Monate waren in stillem und gesegnetem Wirken verflossen, und es hatte sich nichts Besonderes ereignet; da hörte Marietta, daß die Passionistenmönche auf dem Monte Cavo Not litten und schon seit Wochen nur sehr

dürftige Mahlzeiten halten konnten.

„Paolo,“ sagte sie, „belade einige Esel mit Lebensmitteln und führe sie den Patres zu, denn es ist nicht recht, daß wir im Überflusse leben, während sie darben.“

Das war ihm ein lieber Auftrag, denn er hatte die Passionisten gern und war oft von ihnen bewirtet worden. Am Nachmittag desselben Tages standen sechs beladene Esel auf der Terrasse der Villa und zwei Knechte standen bereit, sie zu führen.

„Sie haben nur saure Getränke da oben,“ sagte Paolo; „aber der mühselige Dienst erfordert zuweilen einen stärkenden Trunk, darum wollen wir noch einen Korb Wein aus den fürstlichen Kellern hinzufügen.“

Der Kellermeister brachte den Wein; nun bestieg Paolo einen Esel und stellte sich an die Spitze der kleinen Karawane. Munter ging es bergan bis zur Villa Ruffinella; hier hielt Paolo eine Weile seinen Esel an, denn er gedachte des verhängnisvollen Tages, an welchem er mit Marietta den Weg nach dem alten Tusculum gemacht hatte. Wohl hätte er die von den Römern zerstörte Stätte noch einmal sehen mögen, aber die Verlängerung des Weges und die Erinnerung an die überstandene Gefahr hielten ihn davon ab, und er wählte den geraden Weg, welcher häufig durch schattige Lorbeerwälder führte und die herrlichsten Aussichten darbot.

Auf Monte Cavo kamen sie gerade zur rechten Zeit, denn das letzte Bröcklein war aufgezehrt, und ein Laienbruder hinausgesandt, um für den Mittag ein wenig Brot bei den umwohnenden Landleuten zu erbitten. Der Prior erschöpfte sich in Danksagungen und die Brüder entlasteten die schwer beladenen Esel. Auf dem Plateau vor dem Kloster, wo im Altertume die Heere der triumphierenden Generale gelagert hatten, ruhten sie unter der immergrünen Eiche, während die Brüder ihnen ein Mahl von den mitgebrachten Gaben heraustrugen. Der leutselige Prior erklärte dem wißbegierigen Paolo, daß dieser Gipfel im Altertume Mons Albanus genannt worden sei und daß auf der Stelle des Klosters der Tempel des Jupiter Latiaris, das Heiligtum des Latinischen Bundes, gestanden habe. Von hier hatten sie einen herrlichen Blick über die Umgegend; er wurde um so bedeutungsvoller, als der Prior sie mit jedem Berge und jedem, am fernen Horizonte erscheinenden Orte bekannt machte, gestärkt verließen sie endlich den Gipfel des heiligen Berges und traten über die alte Via triumphalis, deren ursprüngliches Pflaster noch immer daliegt und Zeugnis von der Vergangenheit giebt, den Rückweg an. Nachdem sie ein Viertel des Weges zurückgelegt hatten, hielt Paolo seinen Esel an; denn von hier aus hatten sie einen wundervollen Blick über den Albaner- und

den Nemi-See, so wie die an denselben gelegenen Ortschaften. Ich erinnere mich nicht mehr, ob man von dieser Stelle auch die Lage des ehemaligen Alba Longa, welches die Römer zerstörten, sehen kann, aber ich weiß, daß es zwischen dem Fuße des Monte Cavo und dem Albanersee auf einem langgestreckten Hügel liegt.

Sie ritten weiter hinab, auf beiden Seiten der Via triumphalis von der erstarrten roten Lava begleitet, welche in vorgeschichtlichen Zeiten der Krater bei Rocca di Papa ausgespieen. Der Weg besteht aus unregelmäßigen aber glatten Steinen, wie sie in heidnischen Zeiten von den Römern oder vielleicht auch von den Albanern dorthin gelegt worden sind und die Straße ist sehr abschüssig.

Paolos Esel mochte nicht gewohnt sein, auf so glatten Wegen zu gehen, denn er rutschte mehrermal, und an der Stelle, wo die Via triumphalis rechts den Berg hinunterbiegt und sich der ungepflasterte Weg von derselben nach rechts trennt, that das Tier einen jähen Schuß und schleuderte seinen Reiter gegen die erhöhte Mauer, welche in alten Zeiten von den Fußgängern benutzt wurde.

Die Knechte eilten herbei, um ihm Beistand zu leisten, denn er lag regungslos da und blutete stark aus einer Kopfwunde. Da es nicht möglich war, ihn auf einen Esel zu binden, so mußten sie sich entschließen, ihn nach Rocca di Papa hinabzutragen und die Esel nebenher gehen zu lassen. In dem kleinen ärmlichen Orte trieben sie nur mit Mühe einen Wagen auf, welcher den verwundeten nach Frascati fuhr.

Marietta war außer sich, als der Verwundete und noch immer Leblose auf einer Bahre in ihr Hospital getragen wurde. Sie selbst wollte ihn pflegen, keine fremde Hand sollte sich mit ihm befassen. Der Arzt untersuchte die Wunde und sprach: Fürstin, hier ist meine Kunst zu Ende, denn es hat eine Verletzung des Gehirns stattgefunden. Er wird allerdings noch einige Tage leben, aber zu helfen ist ihm nicht mehr.“

Die junge Fürstin saß die ganze Nacht an seinem Bette und bereitete ihm Umschläge. Sein Körper glühte wie ein siedender Ofen und er sprach verwirrtes Zeug, so daß ihr fast angst und bange wurde.

Gegen Morgen richtete er den Kopf in die Höher, griff nach Mariettas Hand und sprach: „Ehrwürdiger Priester, die Todesstunde ist nahe; ich darf nicht länger mit dem Bekenntnisse warten, sonst gehe ich mit meinen Sünden in die Hölle. Hören Sie mir zu: Als ich noch jung war, führte ich ein träges Säuferleben und stürzte dadurch mein armes Weib in das größte Elend. Sie bat, sie warnte, sie flehte, aber ich hörte nicht auf sie, sondern verfiel dem Bettel. Mit dem, was ich geschenkt bekam, fröhnte ich meinen Leidenenschaften und ließ mein Weib darben. Bald gab

mir niemand etwas mehr, denn man kannte mich als einen Säufer und Tagedieb. Nun führte ich eine schreckliche That aus. Eines Abends erschlug ich am Bogen des Titus einen alten Herrn, um ihn zu berauben.“

„Am Bogen des Titus?“ fragte Marietta unwillkürlich.

„Ja, ehrwürdiger Priester, am Bogen des Titus. Sie werden davon gehört haben, daß der alte Fürst Pimelli dort ermordet wurde und daß man den Thäter niemals aufgefunden hat. Ich war es, ich der Bettler. Ich hatte ihm aufgelauret und ihn mit kalter Berechnung erschlagen.“

Marietta schauderte, aber sie glaubte seinen Worten nicht, sondern sah darin nur die Wirkungen des Fiebers. „Beruhige Dich, Paolo,“ sagte sie, „Du bist der Mörder nicht.“

„Doch, doch, ehrwürdiger Vater,“ sprach er hastig, „ich war der Mörder, ich allein, aber ich bin mit meinem Bekenntnisse noch nicht zu Ende. Mit dem geraubten Gelde wollte ich meinem Weibe Nahrungsmittel kaufen, aber ich kam zu spät, denn sie starb aus Hunger und Elend und ließ mir ein armes Würmchen, die kleine Marietta zurück. Was sollte ich mit dem Kinde beginnen? Wenn ich es bei mir behielt, so kam es beim Heranwachsen auf schlechte Wege. Ich hatte es zu lieb, um dieses zuzulassen; darum wollte ich es in einer Familie unterbringen, die es aus Barmherzigkeit nahm, oder es an die Straße legen, damit es von Vorübergehenden gefunden würde.“

Mit der Verzweiflung im Herzen kam ich mit dem Kinde in die Thermen des Caracalla; hier legte ich es hin und sah zu, wie es von einer Dame und einem Herrn mit fortgenommen wurde. Sogleich reute mich meine That; ich wollte wenigstens wissen, in welche Hände mein Kind gekommen. O, es war eine vornehme Dame, die sich der kleinen Marietta angenommen, die Fürstin Pimelli. Um nicht von meinem Kinde getrennt zu sein, nahm ich Dienst im Palazzo des Fürsten. In jener Zeit war ich um meines Kindes willen ein besserer Mensch geworden, aber das Verbrechen des Mordes drückte mich unaufhörlich; auch lag es mir schwer auf dem Herzen, daß meine Tochter als eine Fürstin erzogen und vielleicht später als das Kind eines Mörders mit Schimpf und Schande von dannen gejagt wurde. Ich wollte tausendmal alles bekennen, aber es kam niemals dazu und es ist so geblieben bis auf den heutigen Tag. Ruft mir die Fürstin, ehrwürdiger Vater, denn ich will auch ihr mein Geständnis ablegen und ihr sagen, daß sie nicht die Fürstin Pimelli, sondern die Tochter des Mörders Paolo ist.“

Seine Kraft war mit diesen Worten dahin. Seine Augen schlossen sich und seine Brust begann zu röcheln. Marietta saß wie versteinert am Bet-

te des Kranken, aber sie hielt seine Erzählung immer noch für eine Ausgeburt der Phantasie. Beim Aufgang der Sonne kam er wieder zu sich und seine Augen waren ganz klar, das Fieber verschwunden. Als er Marietta erblickte, verklärten sich seine Züge und er sprach: „Die Leichtigkeit der letzten Augenblicke ist da, meine liebe Marietta, und ich gehe ruhig hinüber. Nur zwei Dinge liegen mir noch auf dem Herzen, die ich Dir offenbaren möchte, ehe ich sterbe; aber laß mich kurz sein, denn ich habe nicht viel Zeit mehr.“

Marietta schauderte zusammen, denn ob schon sie nicht daran glaubte, so fürchtete sie doch, dasselbe noch einmal zu hören. Der Kranke fuhr fort: „Marietta, Du bist nicht das Kind des Fürsten Pimelli, sondern das meinige. Ich muß Dir das sagen, damit Du auf alle Fälle gerüstet bist, und mir nicht fluchest, wenn das Geheimnis durch Zufall zu Deiner Kenntnis kommen sollte. Des Fluches bleibt aber noch genug übrig, denn Dein Vater ist der Mörder des alten Fürsten Pimelli. O, ich habe viel gebüßt! Verzeih' mir, ehe ich sterbe.“

Marietta schwamm in Thränen; das Herz brach ihr fast. „Paolo,“ sagte sie dann mit fester Stimme, „Du selbst sagst, daß es Deine letzten Augenblicke sind, gehe nicht mit einer Lüge in die Ewigkeit!“

„Es ist Wahrheit, Marietta, und ich will das heilige Sakrament darauf nehmen. Fluche mir nicht, und gewähre mir eine Bitte: Laß meinen Leichnam in der kleinen, von mir erbauten Kapelle beisetzen.“

Sie wußte nicht, was sie sagen sollte; deshalb nickte sie nur mit dem Kopfe und reichte ihm die Hand. Jetzt trat der Priester ein, um seine letzte Beichte zu hören und ihm die heiligen Sakramente zu spenden. Nach einer halben Stunde berichtete dieser, das Paolo sanft hinübergeschlummert sei.

Marietta ließ ihn nach seinem Wunsche in der Kapelle beisetzen und ging selbst mit nach Rom, damit ihre Anordnungen pünktlich vollzogen würden, aber sie konnte noch immer nicht an die Wahrheit seiner Bekenntnisse glauben, sondern war der Ansicht, er habe sich das nur so in den Kopf gesetzt.

Da mancherlei zu ordnen und zu besorgen war, so mußte sie eine Zeit lang in Rom bleiben und Papiere nachsehen, welche immer in besonderer Obhut der Fürstin gewesen waren. Bei dieser Gelegenheit fand sie auch eine Schublade, zu welcher der Schlüssel fehlte; sie arbeitete an derselben herum, ohne sie öffnen zu können. Da fiel ihr ein, daß um den Hals der Fürstin noch auf dem Totenbette ein Schlüsselchen hing. Sie hatte dasselbe in den Juwelenkasten gelegt, aber späte nicht mehr daran gedacht. Sie holte das

Kästchen jetzt herbei und nahm den Schlüssel heraus; und sieh', es öffnete die Schublade ohne Schwierigkeit. Es fand sich nur ein Tagebuch darin, welches die Fürstin selbst geführt hatte.

Marietta begann in demselben zu blättern, und es war so interessant, daß sie sich entschloß, es von vorn zu beginnen und ganz durchzulesen. Da fand sie ihre Kinderjahre, ihre Verheiratung, die Ermordung ihres Schwiegervaters und viele Dinge, die ihr noch unbekannt geblieben waren. Im Weiterblättern stieß sie einen Schrei aus, denn sie traf plötzlich auf eine Stelle, welche mit den Worten: „Ein Findelkind“ überschrieben war.

Sie verschlang ordentlich die Worte und wurde nicht müde, zu lesen. Insofern es ihre Person anging, fand sie alles bestätigt, was Paolo gesagt hatte. Der Passus lautete folgendermaßen: „Leo und ich wollten die Thermen des Caracalla sehen und fuhren an einem schönen Tage dahin. Über die Thermen sage ich hier nichts, denn sie traten gegen das romantische Erlebnis, welches wir hier hatten, ganz in den Hintergrund. In einem der großen Badesäle lag nämlich ein in Lumpen eingewickeltes Kind. Wir suchten nach den Eltern und durchforschten die sämtlichen Ruinen der Bäder, aber nirgends war ein Mensch zu sehen, dem das arme Würmchen zugehörte. Nun hielten wir es für eine ausgemachte Sache, daß eine gewissenlose Mutter das Kind hier ausgesetzt hatte, damit eine barmherzige Seele es finde. Ich hatte immer ein lebhaftes Verlangen, ein Kind zu besitzen, aber der Himmel versagte mir diese Gunst. Als ich nun das arme Würmchen fand, da dachte ich, mein gebet solle auf diese Art und nicht durch ein eigenes Kind erhört werden. Ich bat deshalb meinen Gatten, es mitzunehmen und aufziehen zu dürfen. Wir nannten das Kind Marietta, weil ich selbst so hieß, und ließen es dem fürstlichen Stande gemäß erziehen.“

Im Verlaufe des Tagebuches war noch sehr häufig die Rede von ihr, und sie erfuhr auch, wie der Fürst und die Fürstin sie als Kind angenommen und zu ihrer Erbin eingesetzt hatten.

Ob die Fürstin gewollt hatte, daß das Tagebuch nach ihrem Tode zu ihrer Kenntnis kam, ob sie vergessen hatte, es zu vernichten, sie wußte es nicht; so viel aber stand klar vor ihren Augen, daß Paolo die Wahrheit gesprochen hatte, daß sie die Tochter eines Mörders war. Grausen erfaßte sie, wenn sie an ihren Verlobten dachte. Durfte sie ihm ihre Abkunft verheimlichen? Nein, es wäre ein Verbrechen gewesen. Und wie war es möglich, daß er einer so Niedriggeborenen die Liebe erhielt, die er der Fürstin schenkte. Und gesetzt den Fall, sie bewahrte ihr Geheimnis, konnte er es nicht auf einem anderen Wege erfahren, und war es dann nicht noch tausend-

mal schlimmer?

Ihre Unruhe und Verlegenheit nahm von Sekunde zu Sekunde zu und zugleich wuchs ihre Ratlosigkeit. Den ganzen Tag ging sie wie eine Träumende umher und wußte nicht, was sie thun sollte. Gegen Abend eilte sie hinauf nach San Onofrio, um an den Gräbern des Fürstenpaares zu beten; aber auch hier fand sie keine Ruhe, im Gegenteile wurde ihre Unruhe noch immer größer. Schon dunkelte es und über dem Janiculus erschienen die Sterne; da kam ihr der Gedanken, nach der kleinen Kapelle ihres Vaters zu gehen und auch dort im Gebete Gott um Rat zu fragen. Sie eilte den Hügel hinab, durchkreuzte Trastevere, überschritt den Tiber auf der Ponte rotto und gelangte am Forum vorbei zu der kleinen Kapelle. Es war ein langer Weg, aber sie wurde nicht müde. In der Kapelle, wozu sie den Schlüssel hatte, war es dunkel; aber sie zündete die Kandelaber an, welche um das Grab standen und begann zu beten und zu weinen. Anfangs wollte auch hier kein Trost kommen, aber je länger sie betete, desto leichter wurde ihr Herz, und langsam keimte der Entschluß in demselben, der ihrem Leben eine ganz andere Richtung geben sollte.

Es war schon spät, als sie sich erhob und die Lichter löschte. In der Niederung des Kolosseums, welches im Mondscheine wie ein riesiges Ungeheuer auf sie niederblickte, war es ganz menschenleer. Als sie unter den Bogen des Titus kam, zuckte sie ein wenig zusammen, aber mit dem leisen Trostspruche: „Er hat gebüßt!“ schritt sie an den Trümmern und der langen Mauer des Palatin vorüber, erstieg die Höhe des Kapitols und wandte sich jenseits desselben dem Straßengewirre zu, welches zu ihrem Palazzo führte.

Der Portier öffnete etwas verwundert die Thüre und Bonella stand mit ängstlichem Gesichte im Säulengange, um sie zu erwarten.

„Zünde Licht in der Bibliothek an,“ sagte sie kurz und schritt vorüber. Wenige Minuten später saß sie am Schreibpulte und schrieb an ihren Bräutigam. Erst mit der Morgendämmerung war sie fertig. Da zog sie die Klingel, übergab der eintretenden Dienerin den Brief und sprach: „Trage ihn selber auf die Post, damit ich seiner Ankunft sicher bin.“

Schauen wir uns nun ein wenig in Palermo um. Graf Orlando hatte eben auf seinen Gütern die Apfelsinenernte beendet, und seine Leute beschäftigten sich damit, die Frucht in Kisten zu verpacken. Täglich gingen Schiffsladungen voll nach den verschiedensten teilen der nordischen Welt. Nun schien ihm die Zeit günstig, seine Reise nach Afrika anzutreten. Er packte deshalb seine Effekten und gab dem Kutscher Befehl, ihn nach Palermo zu bringen. Wer einmal

in dieser Stadt Siziliens war, hat es gewiß nicht versäumt, einen Spaziergang an dem herrlichen blauen Golf zu machen und es ist ihm sicher das Hotel Trinakria, von dessen Zimmern man einen so prachtvollen Blick auf das Meer hat, in die Augen gefallen. In diesem Hotel stieg Orlando ab; hier wollte er noch einige Tage zubringen, ehe er mit dem alle vierzehn Tage abgehenden Dampfer hinüberfuhr.

Am zweiten Abende saß er mit einer Gesellschaft junger Russen rechts im Speisesaale beim Essen, als sein Verwalter eintrat und ihm einen Brief überreichte. Auf den ersten Blick erkannte er die Handschrift seiner Braut. Da er sehr begierig war, was sie schreiben würde, ging er hinauf in sein Zimmer, zündete die Lichter an und begann zu lesen. Es war ein langer, langer Brief, und die Schrift war hin und wieder durch eine Thräne verlöscht.

Ein tiefer Seufzer entfuhr seinen Lippen, als er ausgelesen hatte, und er saß eine Zeit lang schweigend am Tische; dann erhob er sich, klingelte und sprach zu dem eintretenden Hausknechte: „Lassen Sie mein Gepäck auf den Ätna bringen.“

„Auf den Ätna? Ich meine auf den Tunis; Sie wollen ja nach Afrika.“

„Ich habe meinen Entschluß geändert; ich gehe morgen früh mit dem Ätna nach Neapel. Wecken Sie mich zeitig.“

Am folgenden Morgen lichtete der Ätna die Anker, durchschnitt die blauen Wellen des Golfs und schaukelte dem fernen Neapel zu. Orlando saß die ganze Zeit über, von Gedanken erfüllt, auf der Bank der Railings und schaute in die Flut. Wenn ihn jemand anredete, so gab er nur kurz Antwort und versank dann wieder in seine Gedanken. Selbst während der Nacht behauptete er seinen Platz, obschon feiner Regen aus der warmen Luft fiel.

Als die Sonne wieder aus den Fluten tauchte, passierten sie die Inseln Capri und Ischia und nach wenigen Stunden hatten sie Neapel erreicht. Orlando hielt sich nicht auf; ohne Zeitverlust ließ er sein Gepäck vom Ätna nach der Post bringen und verließ den Molo. Einige Stunden später fuhr der Wagen zwischen den majestätischen Gebirgen hindurch, auf deren Spitzen er so manchen reinen Naturgenuß gehabt hatte. Heute schaute er nicht hin; sein Herz war schwer.

Nach zwei Tagen kam er in Rom an und begab sich sofort zum Palazzo Pimelli. Marietta befand sich in der Bibliothek, wo sie schrieb und Papiere ordnete. Bei seinem Eintritte wurde sie blaß und zitterte ein wenig, aber sie erholte sich bald wieder, ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Ich glaubte nicht, daß wir uns so wieder sehen würden,“ sprach Orlando.

„Auch ich hätte es niemals gedacht,“ gab sie zur Antwort, „aber die Fügung Gottes hat mir noch zur rechten Zeit den Schleier von den Augen genommen, um mir den großen Abstand zwischen mir und Dir zu zeigen.“

„Meine Teure,“ entgegnete Orlando, „sollte der Abgrund wirklich so groß sein? Wenn die Fürstin zum Grafen herabstieg, so darf der Graf auch wohl zum Bürgermädchen sich niederlassen.“

„Richtig, Orlando, aber selbst der einfachste Bürger steht zu hoch für die Tochter eines Mörders. Ich kenne eine einfache arme Witwe, welche die Thaten ihres Manne sühnt. Mir kommt es zu, das Verbrechen meines Vaters zu sühnen. Mein Lebensplan steht fest, Orlando; ich kann Dein Opfer nicht annehmen, aber ich möchte in Freundschaft von Dir scheiden. Reiche mir die Hand, wir wollen ohne Mißton auseinander gehen.“

„Kann Dich gar nichts eines anderen Sinnes machen?“

„Nichts, Orlando!“

Der Graf kannte ihren festen Charakter, und er wußte nun, daß sie von ihrem Willen nicht mehr abging. Da reichte er ihr die Hand und sagte ihr für immer lebewohl. Traurig schwankte er hinweg und schlug den Weg nach seinem am Tiberstrome gelegenen Hause ein. Marietta vergoß im stillen heiße Thränen, denn der Verzicht auf den lieben Mann wurde ihr unaussprechlich schwer, aber sie siegte über sich selbst.

Einen Monat später ging das Gespräch durch die Stadt, die Fürstin Pimelli habe die Absicht, ihren Palazzo zu einer großartigen Anstalt umzuwandeln, in welcher arme Kranke unentgeltlich Unterkommen finden sollten. Mit der Anstalt sollten Schulen und Erziehungsanstalten, Werkstätten und Kunsthallen etc. verbunden werden: mit Einem Wort, sie wollte ein Institut schaffen, in welchem der Mensch von der Wiege bis zum Grabe Unterricht und Versorgung, sowie Ausbildung für das Leben finden sollte. Man wollte anfangs dem Gerüchte keinen Glauben schenken; aber als die Werkleute einzogen und den Palast zu den angegebenen Zwecken umbauten, da sah man es mit eigenen Augen.

Marietta verkaufte ohne Bedauern ihre sämtlichen Besitzungen und warf den ganzen Erlös in ihre Anstalt. Die Ausstattung, das Personal, die Ärzte, die Apotheke etc. kosteten viel Geld, aber sie konnte alles mit ihrem eigenen Vermögen bewältigen und noch ein großes Kapital zum Betriebe der Anstalt auswerfen.

Mit der Zeit aber nahm die Zahl der Besucher so sehr zu, daß die Mittel nicht mehr reichten. Für ihre Kinder, wie sie alle nennt, die in der Anstalt sind, war ihr das größte Opfer nicht zu schwer. Sie ging bei den Vornehmen von Thür zu

Thür, und bat um Gaben. Sie flossen auch sehr reichlich; als sich aber die Bitten in kurzen Zwischenräumen stets wiederholten, da kamen die Gelder flauer, und sie war genötigt, auch den Bürgerstand in Anspruch zu nehmen; endlich scheute sie sich gar nicht, mit der Sammelbüchse in der Hand auf der Straße für ihre Kinder zu sammeln, und jeder, der sie kennt, giebt gern und reichlich. Bald aber wird sie das Sammeln ganz aufgeben.

„Wieso?“ fragte ich den Erzähler.

„Ich will es Dir sagen: Graf Orlando versuchte es, seine Braut zu vergessen. Er suchte Trost im Vergnügen und in großen Reisen, aber Mariettas Bild saß zu tief in seinem Herzen. Schon bejahrt legte er sich noch auf die Studien und wandte sich dem Priesterstande zu. Vor einigen Wochen hat er die Weihe erhalten. Am Tage nach der Weihe ließ er einen Notar kommen und diktierte demselben folgenden Akt in die Feder:

„Im Begriffe, Abschied von der Welt zu nehmen, empfinde ich die Notwendigkeit, über meine irdischen Güter zu verfügen. Alles, was ich außer meinen Büchern und meinen geistlichen Kleidern besitze, schenke ich der Fürstin Marietta Pimelli, damit sie ihre Anstalt damit dotiere. Es wird reichlich sein, dieselbe vor Mangel zu schützen. Zu meinem eigenen Seelenheile empfehle ich mich dem Gebete aller, die in der Anstalt sind.

Graf Orlando.“

Am folgenden Morgen stieg der Graf nach San Onofrio hinauf und legte das Mönchskleid an. Morgen aber wird die Urkunde in Mariettas Hände niedergelegt werden.“

Damit schloß die Erzählung meines Freundes, der ich mit Spannung zugehört hatte. Ich konnte mich aber der Frage nicht enthalten, woher ihm die Wissenschaft über diese Dinge gekommen sei.

„Mein Freund,“ gab er zur Antwort, „ich habe Dir so viele Geheimnisse entschleiern, daß Du mir dieses Eine lassen kannst.“

Ich achtete seine Verschwiegenheit, schüttelte ihm die Hand und wanderte in mein Quartier, wo ich lange über die wunderbaren Begebenheiten nachdachte. Ehe ich Rom verließ, besuchte ich noch einmal die Anstalt und sah Marietta dort in voller Thätigkeit. Ihr mildes Gesicht hat sich meinem Gedächtnisse so tief eingepreßt, daß ich noch immer die Züge derselben vor mir sehe.